

ERIC HOBSBAWM GEFÄHRLICHE ZEITEN

Ein Leben im
20. Jahrhundert



Eric Hobsbawm
Gefährliche Zeiten

Eric Hobsbawm

Gefährliche Zeiten

Ein Leben im 20. Jahrhundert

Aus dem Englischen von Udo Rennert

Mit einem Vorwort von Richard J. Evans,
aus dem Englischen übersetzt von Thomas Bertram

wbgTHEISS

Die englischsprachige Originalausgabe erschien bei Allen Lane, The Penguin Press, London unter dem Titel „Interesting Times. A twentieth-century life“, © The Trustees of the Eric Hobsbawm Literary Estate, 2002

Bei der vorliegenden deutschen Ausgabe handelt es sich um einen Nachdruck der 2003 erstmals bei Carl Hanser, München erschienenen deutschsprachigen Ausgabe.

Mit einem neuen Vorwort von Sir Richard J. Evans

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

wbg THEISS ist ein Imprint der wbg.

© der deutschen Ausgabe 2019 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.

Gestaltung und Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt an der Donau

Einbandgestaltung: Harald Braun, Berlin

Einbandmotiv: Eric Hobsbawm; picture alliance/Leemage, Foto: Effigie/Leemage

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: **www.wbg-wissenverbindet.de**

ISBN 978-3-8062-3894-5

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): ISBN 978-3-8062-3967-6

eBook (epub): ISBN 978-3-8062-3968-3

Gefährliche Zeiten

Vorwort von Richard J. Evans

Zur Zeit seines 80. Geburtstags, am 8. Juni 1997, war Eric Hobsbawm wahrscheinlich der bekannteste Historiker der Welt. Seine vielen Bücher waren in mehr als 50 Sprachen übersetzt worden und verkauften sich millionenfach. Seine jüngste Veröffentlichung, *The Age of Extremes. The Short Twentieth Century, 1914–1991* (dt. *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*), erschienen 1994, war ein Weltbestseller. Das Buch erschien in etwa 30 Sprachen und führte zu Fernsehinterviews und Auftritten in den Medien, wie sie Geschichtswissenschaftler normalerweise nicht erleben. Obendrein war Hobsbawm nicht nur ein Wissenschaftler, er war auch ein „öffentlicher Intellektueller“. Geboren 1917, war er als Schüler in Berlin in den Sozialistischen Schülerbund eingetreten, eine Unterorganisation der KPD, und blieb bis zu seinem Tod den Idealen des Kommunismus treu, wenn auch nicht den Organisationen, die behaupteten, ihn zu repräsentieren. Bei der Schaffung der geistigen Grundlagen für das Entstehen von „New Labour“, dem Etikett der britischen Labour Party in ihrer Zeit als Regierungspartei unter den Premierministern Tony Blair und Gordon Brown von 1997 bis 2010, spielte er eine Schlüsselrolle. Und er blieb ein führender Intellektueller nicht nur in Großbritannien, sondern auch in anderen Ländern, von Italien bis Brasilien. Im Lauf seines langen Lebens – er starb 2012 im Alter von 95 Jahren – wurde er Zeuge vieler Schlüsselereignisse in der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts, angefangen in den 1930er-Jahren mit der Machtergreifung Hitlers, dem Triumph der französischen Volksfront und dem Spanischen Bürgerkrieg. Nach dem Erscheinen des *Zeitalters der Extreme* schien es ein folgerichtiger nächster Schritt zu sein, die eigene Autobiografie zu schreiben.

Nachdem er gerade einmal zwei Jahre nach Erscheinen des *Zeitalters der Extreme* ein Exposee für das Buch vorgelegt und 1996 einen Publikationsvertrag unterzeichnet hatte, brachte Hobsbawm seine Erinnerungen relativ schnell zu Papier. Weil seine Zeit in diesem Lebensabschnitt nicht mehr von der Lehre beansprucht wurde, hatte

er ausreichend Muße zum Schreiben. Und da es sich nicht um ein geschichtswissenschaftliches Werk handelte und es außerdem den Zeitabschnitt umfasste, über den er gerade geforscht und ein bedeutendes Buch geschrieben hatte, musste er keine neuen Informationen über den historischen Hintergrund sammeln. Er konnte sich auf sein Gedächtnis stützen und ergänzend die Tagebücher zu Rate ziehen, die er mit Unterbrechungen von 1940 bis 1946 geführt hatte. Doch in gewisser Weise war es, wie er gestand, dennoch „das am schwersten zu schreibende Buch“: „Wie konnte ich Leser für ein unspektakuläres akademisches Leben interessieren?“ Also schrieb er es für junge Leute, die wissen wollten, wie das „außerordentlichste Jahrhundert in der Geschichte“ gewesen war, und für „jene, die alt genug waren, um einige seiner Leidenschaften, Hoffnungen, Desillusionen und Träume miterlebt zu haben“. Mit anderen Worten, es handelte sich nicht um einen vertraulichen oder introspektiven Bericht, vielmehr drehte sich die Darstellung mehr um den Wissenschaftler, der in der Öffentlichkeit stand, als um den Privatmann.

Stuart Proffitt, Hobsbawms Lektor bei Penguin Books, war nicht ganz zufrieden mit diesem ziemlich unpersönlichen Ansatz. In einem längeren Briefwechsel versuchte Proffitt wiederholt, ihn zu überreden, über „vertraulichere Dinge“ zu schreiben und „ein bisschen mehr *intern* zu reflektieren“. Seiner Ansicht nach war das Buch „eine Neuauflage des *Zeitalters der Extreme* aus persönlicher Perspektive“. Aber nach eigenem Eingeständnis kam er „nicht sehr weit“. Das Buch ist, wie ein Rezensent scharfsinnig anmerkte, „so ein eigentümlicher Zwitter, eine unpersönliche Autobiografie“. Aber es ist deswegen um keinen Deut schlechter. Gebrochen durch die Optik individueller Erinnerung und persönlicher Beobachtung, bietet es aus einem Blickwinkel, der sich deutlich von dem analytisch strengen und auf akribischer Forschungsarbeit beruhenden Ansatz vom *Zeitalter der Extreme* unterscheidet, eine Geschichte dessen, was Hobsbawm das „Kurze 20. Jahrhundert“ nannte, vom Ersten Weltkrieg bis zum Untergang des Kommunismus. Wir finden hier impressionistische Schilderungen einer Vielzahl von Hobsbawms Freunden, Genossen und Bekannten, wir lesen von den Erfahrungen, die er durchmachte, und den Ereignissen, an denen er, direkt oder am Rande, beteiligt war. Die Faszination des Buches rührt nicht nur von der langen Lebenserfahrung seines Autors aufseiten der politischen Linken her, sondern, wenn man den Bogen weiter spannt, von seiner Kenntnis einer ungeheuren Zahl von Menschen und Orten, Ländern und Kontinenten.

Das Buch erfuhr während seiner Abfassung einige bedeutsame Änderungen. Ein langes Kapitel über Hobsbawms familiären Hintergrund wurde auf Proffitts Drängen gestrichen, weil es den Erzählfluss im ersten Teil des Werkes hemmte. Und der ursprünglich streng chronologische Aufbau des Buches, unterbrochen von Reflexionen über die verschiedenen Länder, die Hobsbawm kannte, wurde radikal geändert, als ihm klar wurde, dass dies zu sehr viel Wiederholung führen würde. Wenn man hingegen jedes Land (Frankreich, Italien usw.) herausnahm und in einem gesonderten Kapitel abhandelte, böten sich mehr Gelegenheiten für Analyse und Interpretation. Folglich kommt in dem Buch keine besondere „englische“ Perspektive zum Ausdruck, obwohl Hobsbawm als britischer Staatsbürger zur Welt kam, zu Hause in Wien in den 1920er-Jahren auf Drängen seiner Mutter Englisch sprach und von seiner Schule offiziell als zweisprachig (englisch/deutsch) eingestuft wurde. Hobsbawm war von Anfang an ein echter Kosmopolit, der bis zum Alter von 15 Jahren in Mitteleuropa lebte, noch weit länger auf Deutsch seine persönlichen Tagebücher führte, von den 1930er- bis in die 1950er-Jahren längere Zeit in Frankreich lebte und gut genug Spanisch sprach, um zahlreiche Forschungs- und Vortragsreisen durch Lateinamerika zu unternehmen. Mit anderen Worten, seine Perspektive war wahrhaft europäisch, eine Tatsache, die auch in seinen historischen Werken ihre Spuren hinterlassen hat.

Hobsbawms Erinnerungen hießen auf Englisch ursprünglich *Interesting Times*, eine Anspielung auf die angebliche uralte chinesische Verwünschung „Mögest du in interessanten Zeiten leben“ – obwohl eine solche Verwünschung in keinem Dokument vor den 1930er-Jahren, als der damalige britische Botschafter in China davon berichtete, nachweisbar ist. Für die deutsche Ausgabe entschied man sich anstelle der ursprünglichen ironischen Anspielung für den eindeutigeren Titel *Gefährliche Zeiten*, obwohl Hobsbawm selbst, wie er eingestand, kaum jemals irgendeine echte physische Gefahr erlebt hatte, nicht einmal während seines Militärdienstes. Der Gefahr am nächsten kam er vielleicht als junger Mann von 19 Jahren, als er zu Beginn des Spanischen Bürgerkriegs über die französische Grenze in ein Dorf wanderte, das von anarchistischen Milizen kontrolliert wurde, und man ihn mit vorgehaltener Waffe wieder zurückschickte. Die Gefahren, die seine Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei für seine Karriere darstellte, waren weniger physischer Natur. Diese Mitgliedschaft führte nicht nur dazu, dass sein erstes Buch aus politischen Gründen abgelehnt wurde (es wurde nie veröffentlicht), sondern auch

zur regelmäßigen Überwachung durch den britischen Inlandsgeheimdienst MI5, dabei wurde bisweilen auch sein Post- und Telefonverkehr kontrolliert, eine Tatsache, der er sich, wenn überhaupt, die meiste Zeit nur sehr schwach bewusst war.

Für *Gefährliche Zeiten* gilt, wie für viele Autobiografien, dass das Buch am aufschlussreichsten dort ist, wo es um die Kindheit und Jugend des Autors geht. In den späteren Kapiteln wird die Darstellung unpersönlicher, eine Tatsache, die von vielen Rezensenten kritisch vermerkt wurde. Einige der britischen Rezensionen durchzog ein neuer, ausgesprochen feindseliger Ton, wie Hobsbawm selbst erkannte. „Vor ein paar Jahren“, erklärte er, „wurde meine Geschichte des ‚Kurzen 20. Jahrhunderts‘ nicht einmal von Konservativen als Werk der Propaganda oder ideologischen Rechtfertigung rezipiert – jedenfalls außerhalb Frankreichs nicht. Heute liegen die Dinge anders.“ Aber die von rechten Rezensenten, die den inzwischen gefahrlos gewonnenen Kalten Krieg von der Behaglichkeit ihrer Studierzimmer aus führten, gestarteten schrillen Angriffe gingen an der Sache vorbei. Hobsbawm schrieb das Buch nicht, um sein lebenslanges Festhalten an den Idealen des Kommunismus zu rechtfertigen. Vielmehr ist es, wie einer der ausgewogeneren Rezensenten anmerkte, die Tatsache, dass „Hobsbawm sich selbst hinterfragt, die diesem Werk ein ständiges Element der Überraschung und Vitalität verleiht und es zu einem außergewöhnlichen politischen Erinnerungsbuch macht“.

Sir Richard J. Evans gilt als *der* britische Fachmann für deutsche und europäische Geschichte, insbesondere des 20. Jahrhunderts. Er war nicht nur Professor an der Universität Cambridge, sondern leitete auch das renommierte Wolfson College von 2010 bis 2017. Er wurde u.a. mit dem Wolfson Literary Award for History ausgezeichnet. Im Februar 2019 erschien von ihm die Biographie „Eric Hobsbawm: A Life in History“.

Meinen Enkeln

»Es sind immer gefährliche Zeiten, wo der Mensch sehr lebhaft erkennt, wie wichtig er ist und was er vermag.«

Lichtenberg, *Aphorismen*

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Vorwort zur deutschen Ausgabe	14
1. Einleitung	17
2. Ein Kind in Wien	25
3. Schwere Zeiten	44
4. Berlin: Weimar geht unter	63
5. Berlin: Braun und Rot	83
6. Auf der Insel	100
7. Cambridge	124
8. Gegen Faschismus und Krieg	140
9. Kommunist sein	154
10. Krieg	181
11. Kalter Krieg	205
12. Stalin und danach	230
13. Wasserscheide	254
14. Am Fuß des Cnicht	269
15. Die sechziger Jahre	284
16. Ein politischer Beobachter	302
17. Unter den Historikern	322
18. Im globalen Dorf	339
19. Marseillaise	357
20. Von Franco bis Berlusconi	383
21. Dritte Welt	410
22. Von FDR zu Bush	436

23. Schluß	463
Anmerkungen	473
Register	485

Vorwort

Autoren von Autobiographien müssen auch Leser von Autobiographien sein. Im Lauf meiner Arbeit an diesem Buch habe ich zu meinem Erstaunen festgestellt, wie viele der Frauen und Männer, die ich gekannt habe, ihr eigenes Leben in Druck gegeben haben. Dabei denke ich nicht einmal an die (zumeist) Prominenteren oder Extrovertierteren, die sich ihre Biographien von anderen schreiben ließen, oder an die beträchtliche Zahl zeitgenössischer autobiographischer Schriften, die in Romangestalt gekleidet werden. Vielleicht sollte ich auch gar nicht erstaunt sein. Menschen, deren Beruf es mit sich bringt, zu schreiben und sich mitzuteilen, bewegen sich eben häufig unter anderen Menschen, die das gleiche tun. Und doch: ein überraschend großer Teil aller Artikel und Interviews, des Gedruckten wie der Ton- und sogar Videobänder, und schließlich der Bücher wie dieses stammen von Männern und Frauen, die ihr berufliches Leben an Universitäten verbracht haben. Ich bin nicht allein.

Dennoch stellt sich die Frage, warum jemand wie ich eine Autobiographie schreiben sollte oder genauer, warum andere, die nichts Besonderes mit mir verbindet oder die vielleicht noch nie von meiner Existenz gehört haben, bis sie den Schutzumschlag in einer Buchhandlung erblicken, dieses Buch lesenswert finden sollten. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die – offenbar als eigene Subspezies – in der Biographieabteilung zumindest einer bestimmten Londoner Buchhandelskette unter »Persönlichkeiten« oder, wie man heute gern sagt, »celebrities« geführt werden, also zu den Menschen, die aus welchem Grund auch immer der Allgemeinheit so bekannt sind, daß allein schon ihr Name Neugier auf ihr Leben weckt. Ich rechne mich auch nicht zu der Sorte von Menschen, deren öffentliches Leben sie berechtigt, ihre Autobiographien als »Memoiren« zu betiteln, im allgemeinen Männer und Frauen, die auf einer größeren öffentlichen Bühne agierten und entsprechende Taten zu vermelden oder zu rechtfertigen haben; oder die in der Nähe großer Ereignisse und von Menschen gelebt haben, deren Entscheidungen sie persönlich betrafen. Ich war keiner von ihnen. Wahrscheinlich wird mein Name in den historischen Darstellungen

von ein, zwei Spezialgebieten vorkommen, etwa Marxismus und Historiographie im 20. Jahrhundert, und vielleicht wird man ihm in einigen Büchern über die britische intellektuelle Kultur des 20. Jahrhunderts begegnen. Wenn darüber hinaus mein Name völlig von der Bildfläche verschwände, so wie der Grabstein meiner Eltern auf dem Wiener Zentralfriedhof, den ich vor fünf Jahren vergeblich suchte, dann würde das keine erkennbare Lücke in der Erzählung dessen hinterlassen, was sich in der Geschichte des 20. Jahrhunderts in England oder anderswo ereignet hat.

Auch ist dieses Buch nicht im heute so verkaufsfördernden Stil der Bekenntnisliteratur geschrieben, zum Teil, weil Genialität die einzige Rechtfertigung für einen solchen Egotrip ist – ich bin weder ein Augustinus noch ein Rousseau –, zum Teil, weil kein lebender Autobiograph die intime Wahrheit über Dinge erzählen kann, die andere lebende Personen betreffen, ohne die Gefühle zumindest einiger von ihnen in unentschuldigbarer Weise zu verletzen. Dazu habe ich keinerlei Anlaß. Dieses Feld gehört in den Bereich der posthumen Biographik, nicht der Autobiographie. Jedenfalls, so neugierig wir in diesen Dingen auch sind, Historiker sind keine Klatschkolumnisten. Die militärischen Verdienste eines Generals werden nicht daran gemessen, welche Heldentaten er im Bett vollbracht hat oder eben nicht. Alle Versuche, die Ökonomie eines Keynes oder eines Schumpeter aus ihrem ziemlich erfüllten, aber unterschiedlichen Geschlechtsleben abzuleiten, sind zum Scheitern verurteilt. Außerdem befürchte ich, daß Leser mit einer Vorliebe für Biographien, in denen die Bettdecke gelüftet wird, bei meiner Lebensgeschichte nicht auf ihre Kosten kommen werden.

Sie ist auch nicht als Apologie des Lebens ihres Autors geschrieben. Sollten Sie kein Interesse daran haben, das 20. Jahrhundert zu verstehen, dann greifen Sie besser zu den Autobiographien von Leuten, die sich damit selbst rechtfertigen, die Schönfärber, die Anwälte ihrer selbst sowie ihre Pendants, die reuigen Sünder. Das alles sind Obduktionen, bei denen die Leiche zugleich Gerichtsmediziner spielt. In der Autobiographie eines Intellektuellen geht es zwangsläufig auch um dessen Ideen, Einstellungen und Handlungen, doch sollte der Autor nicht als sein eigener Anwalt auftreten. Dieses Buch enthält Antworten auf die Fragen, die mir am häufigsten von Journalisten und anderen gestellt wurden, die an dem etwas ungewöhnlichen Fall eines lebenslangen, aber untypischen Kommunisten und an »Hobsbawm, dem marxistischen Historiker« interessiert sind, doch ihre Fragen zu beantworten war nicht mein eigentlicher Gegenstand. Die Geschichte mag ihr Urteil über meine politische Einstellung sprechen – tatsächlich hat

sie dies schon sehr eingehend getan –, meine Bücher mögen Leser beurteilen. Mir geht es um historisches Verständnis, nicht um Einvernehmen, Zustimmung oder Sympathie.

Trotzdem gibt es vielleicht ein paar Gründe, warum das Buch möglicherweise lesenswert ist, abgesehen von der Neugier, die Menschen stets gegenüber anderen Menschen hegen. Ich habe den größten Teil des außergewöhnlichsten und furchtbarsten Jahrhunderts in der menschlichen Geschichte miterlebt. Ich habe in mehreren Ländern gelebt und von etlichen weiteren Ländern auf drei Kontinenten einiges gesehen. Möglicherweise habe ich im Lauf dieses langen Lebens keine sichtbaren Spuren in der Welt hinterlassen, auch wenn ich versucht habe, mich in einer ordentlichen Menge von Veröffentlichungen zu verewigen; doch seit mir mit sechzehn Jahren zu Bewußtsein kam, daß ich ein Historiker bin, habe ich die meiste Zeit über Augen und Ohren offengehalten, um die Geschichte der Zeit, in der ich gelebt habe, zu verstehen.

Als ich die Geschichte der Welt zwischen dem ausgehenden 18. Jahrhundert und 1914 geschrieben hatte und mich schließlich an die Geschichte dessen wagte, was ich das »Zeitalter der Extreme«* genannt habe, kam mir zweifellos der Umstand zugute, daß ich nicht nur als Fachgelehrter darüber schrieb, sondern auch, um einen Ausdruck der Anthropologen zu gebrauchen, als »teilnehmender Beobachter«. Das habe ich auf zweierlei Weise getan. Meine persönlichen Erinnerungen an Ereignisse, die zeitlich und räumlich weit entfernt lagen, brachten jüngeren Lesern zweifellos die Geschichte des 20. Jahrhunderts näher, während sie bei den älteren deren eigene Erinnerungen wachriefen. Und mehr noch als meine anderen Bücher war dieses eine mit der Leidenschaft geschrieben, die ein Signum des Zeitalters der Extreme ist. Beide Lesergruppen haben mir das bestätigt. Doch darüber hinaus gibt es eine tiefer reichende Möglichkeit, wie die Verflochtenheit des Lebens und der Zeit einer Person und die Beobachtung von beidem dazu beitragen kann, einer historischen Analyse Gestalt zu geben, die sich, wie ich hoffe, von beidem unabhängig macht.

Das ist es, was eine Autobiographie leisten kann. In einer Hinsicht ist dieses Buch die B-Seite von *Das Zeitalter der Extreme*: nicht Weltgeschichte, veranschaulicht durch die Erfahrungen eines einzelnen, sondern Weltgeschichte, die diese Erfahrung formt oder vielmehr eine wechselnde, aber stets begrenzte Anzahl von Wahlmöglichkeiten an-

* *The Age of Extremes: the Short Twentieth Century 1914-1991*, London 1994; deutsch: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1995.

bietet, aus denen, um ein Wort von Marx zu gebrauchen, »die Menschen [...] ihre eigene Geschichte [machen], aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen«.*

In einer anderen Hinsicht ist die Autobiographie eines Historikers ein wesentlicher Teil der Anlage seiner Arbeit. Neben einem Glauben an die Vernunft und den Unterschied zwischen Tatsachen und Fiktionen ist das Bewußtsein von sich, das heißt die Fähigkeit, zu sich selbst auf Distanz zu gehen, eine notwendige Voraussetzung für alle, die sich als Historiker oder Sozialwissenschaftler betätigen, vor allem für einen Historiker, der wie ich seine Themen intuitiv und zufällig gewählt, sie jedoch nach und nach zu einem kohärenten Ganzen zusammengefügt hat. Andere Historiker werden diesen eher fachwissenschaftlichen Aspekten meines Buchs ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Andere jedoch, so hoffe ich, werden es als eine Einführung in das außergewöhnlichste Jahrhundert der Weltgeschichte lesen, indem sie den Lebensweg eines Menschen mitverfolgen, der so, wie er verlaufen ist, in keinem anderen Jahrhundert möglich gewesen wäre.

Die Geschichte handelt in den Worten meiner Kollegin, der Philosophin Agnes Heller, »von Geschehnissen, die man von außen betrachtet, Memoiren von Geschehnissen, in deren Mitte man selbst einmal stand«. Dies ist kein Buch mit einer ausführlichen Danksagung und Würdigung von Fachkollegen. Gleichwohl ist es ein Anlaß für Dank und Entschuldigungen. Der Dank gilt vor allem meiner Frau Marlene, die mein halbes Leben mit mir geteilt, alle Kapitel gelesen und Verbesserungsvorschläge gemacht und die Jahre ertragen hat, in denen ein häufig zerstreuter, mißgelaunter und manchmal entmutigter Ehemann weniger in der Gegenwart lebte als in einer Vergangenheit, die er mühevoll zu Papier brachte. Ich danke auch Stuart Proffitt, unter den Lektoren ein Fürst. Die Zahl der Menschen, die ich im Lauf der Jahre zu Dingen befragt habe, die für diese Autobiographie wichtig waren, ist zu groß, um sie alle hier zu nennen, und einige von ihnen sind inzwischen verstorben. Sie wissen, wofür ich ihnen danke.

Auch meine Entschuldigungen gehen an Marlene und die Familie. Dies ist nicht die Autobiographie, die ihnen vielleicht lieb gewesen wäre, denn obwohl sie ständig gegenwärtig sind, zumindest seit dem Augenblick, da sie in mein Leben und ich in ihres getreten bin, geht es in diesem Buch eher um mein öffentliches als mein privates Leben. Ich muß mich auch bei allen Freunden, Kollegen, Studenten und anderen

* »Der 18te Brumaire des Louis Napoleon«, *MEW* Bd. 8, S. 115.

entschuldigen, die auf diesen Seiten nicht vorkommen und vielleicht erwartet haben, hier mehr oder weniger ausführlich erwähnt zu werden.

Schließlich noch ein paar Worte zum Buch, das ich in drei Teile gegliedert habe. Nach einer kurzen Einleitung erstrecken sich die persönlich-politischen Kapitel 1–16, in grob chronologischer Folge, über die Zeit, von der an meine Erinnerung einsetzt – in den frühen zwanziger Jahren –, bis zum Beginn der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Sie sind jedoch nicht als geradlinige Chronik gedacht. In Kapitel 17 und 18 geht es um meinen beruflichen Werdegang als Fachhistoriker. Kapitel 19–22 behandeln Länder oder Regionen (im Unterschied zu meiner Heimat Mitteleuropa und England), zu denen ich während langer Jahre meines Lebens Beziehungen unterhielt: Frankreich, Spanien und Italien, Lateinamerika und andere Teile der Dritten Welt und die Vereinigten Staaten. Da diese Kapitel den ganzen Bereich meines Umgangs mit diesen Ländern abdecken, fügen sie sich nicht ohne weiteres in die chronologische Haupterzählung ein, auch wenn sie sich mit ihr überschneiden. Deshalb habe ich es für das Beste gehalten, sie selbständig stehen zu lassen.

London, Februar 2002

Eric Hobsbawm

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Wohin gehören Menschen, die in den zweifach verschobenen Kulissen des Lebens im 20. Jahrhundert zu Hause waren: als Staaten und politische Systeme sich Menschen einverleibten und ausstießen, als Menschen sich durch, zwischen und aus mehreren Ländern, Kulturen und Regimes bewegten oder zwischen ihnen verschoben wurden? Wohin gehören sie in der noch stärker entwurzelten Welt des 21. Jahrhunderts?

Ein typisches Beispiel für eine »displaced person«, einen Vertriebenen meines Jahrhunderts, war mein Freund, der Historiker sozialistischer Bewegungen und Auschwitzüberlebende Georges Haupt. Ich habe ihn einmal gefragt, welches eigentlich seine Muttersprache sei. Geboren in einer mehrsprachigen Region der Karpaten, sprach er alle ihre Idiome. Er hatte in der UdSSR studiert, eine Laufbahn als staatlicher Hochschullehrer im kommunistischen Rumänien für einen Ankerplatz als französischer Bürger in Paris und das Leben eines halbnomadischen euroamerikanischen Akademikers aufgegeben und sprach jede Sprache, die man in London, Linz oder Florenz brauchte, gleichermaßen flüssig. Einige davon beherrschte er auch schriftlich. Als ich ihm meine Frage gestellt hatte, antwortete er nach einigem Zögern: »Ich glaube, Ungarisch, ich träume manchmal auf ungarisch.«

Ich träume oder denke nicht mehr auf deutsch, eine der beiden Sprachen meiner Kindheit und bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr das wichtigste Medium meiner Bildung. Andererseits ertappe ich mich gelegentlich dabei, daß ich auf deutsch abzähle, einundzwanzig, dreiundsechzig statt twenty-one, sixty-three. Eine Kindheit und Jugend im deutschsprachigen Mitteleuropa erscheint nicht besonders lang, wenn man auf die Neunzig zugeht, aber dennoch hat diese Zeit ihre unauslöschlichen Spuren hinterlassen. Und eigenartigerweise kann ich bis heute mehr deutsche als englische Gedichte auswendig rezitieren, so daß mir Passagen von Schiller, auf den ich eigentlich gut verzichten kann, in Perioden der Schlaflosigkeit in den Sinn kommen, während sich meine Lieblingsstellen aus Shakespeare und der englischen Lyrik einfach nicht mehr abrufen lassen. Weiß der Himmel, warum ich in der Volksschule »Festgemauert in der Erden« auswendig lernen mußte,

doch es war das Alter, in dem sich das Gedächtnis an alles klammert, was sich ihm bietet, und es nie wieder losläßt.

Chronologisch gesprochen, sind die rund einundzwanzig Monate, die ich in den Jahren 1931–1933 auf dem Gymnasium in Berlin verbracht habe, ein sogar noch winzigerer Teil eines langen Lebens. Dennoch – und ich hoffe, dieses Buch kann das verdeutlichen – haben sie seinen späteren Inhalt und seine Form bestimmt, so wie sie das Leben der meisten Deutschen im 20. Jahrhundert bestimmt haben. Möglicherweise ist dieses Buch gerade deshalb für deutsche Leser von größerem Interesse als für Leser anderer Länder außerhalb Großbritanniens.

Dennoch hat dieses Buch seine Wurzeln nicht nur in Mitteleuropa und in England wie die Familie des Autors. Es ist ein Buch, das ebenso in der westlich gebildeten Kultur des 20. Jahrhunderts wurzelt wie in den Katastrophen und Umwälzungen seiner ersten Hälfte. Also handelt es von einer Ära, die wahrscheinlich bis auf einige wenige Gegenden in Europa für immer verschwunden ist. Meine Generation ist eine der letzten, denen die Motive der Kunstwerke in den großen Museen der Welt aus biblischen Erzählungen und der Geschichte der Antike und der klassischen Mythologie vom Gymnasium her vertraut waren. Uns brauchte man nicht zu erklären, was auf den Bildern der Verkündigung Mariä verkündet wurde oder wer Aktaion, Ikarus oder die Horatier waren. Wir lebten vor der Zeit, in der man nicht mehr davon ausgehen konnte, daß gebildete Europäer, Lateinamerikaner und Bewohner des Vorderen und Mittleren Orients Französisch sprachen und lasen und Menschen höherer Bildung zwischen Triest und dem Ural miteinander auf deutsch verkehrten. Die Grenzen dieser Kultur sind und waren offensichtlich, und sie bestanden nicht zuletzt darin, daß sie den Geschehnissen außerhalb einiger Teile Europas praktisch keine Aufmerksamkeit schenkte und sich primär auf die kleine Zahl von Männern und Frauen mit einer höheren Bildung beschränkte – in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zwischen 2 und 7 Prozent der Altersgruppe in Westeuropa. Sie gehörte erkennbar dem bürgerlichen 19. Jahrhundert an, das sie geformt hatte und von dem wir sie geerbt haben – selbst jene, die Sozialrevolutionäre wurden. Und doch wies sie denen, die Zugang zu ihr hatten, ein gemeinsames kulturelles und intellektuelles Territorium zu, und vor allem hat sie einen Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit, der heute nicht mehr existiert.

Eines der Ziele dieses Buchs und überhaupt meiner Arbeit als Historiker bestand darin, diese Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart wiederherzustellen, die der reine Modus operandi gegen-

wärtiger Gesellschaften zerstört. Generationen wie meine wird es im 21. Jahrhundert höchstwahrscheinlich nicht mehr geben. Es gibt keinen Weg zurück ins 20. Jahrhundert, auch wenn ich nicht glaube, daß unser Traum von einer menschenwürdigen Welt verschwinden wird. Der Unterschied zwischen dem, was ist, und dem, was sein könnte, ist zu groß. »Die Vergangenheit«, um einen britischen Romanautor zu zitieren, »ist ein anderes Land. Dort tut man die Dinge anders.« Doch »die Dinge«, die in der Gegenwart – und sei es auch noch so anders – getan werden, und die Probleme, die hier auftreten, sind weitgehend dieselben wie die im fernen Land des 20. Jahrhunderts. Und 2003 kennt zweifellos dieselben Ängste wie 1933, da wir wieder einmal in gefährlichen Zeiten leben – auf ihre Weise nicht weniger gefährlich als die, in denen meine Generation aufwuchs. Die Autobiographie eines Lebens im 20. Jahrhundert hat dem 21. Jahrhundert vielleicht immer noch etwas zu sagen.

E.J. Hobsbawm 2003

1

Einleitung

Eines Tages im Herbst 1994 rief mich meine Frau Marlene an, die sich um meine Korrespondenz in London kümmerte, während ich an der New School in New York meine Vorlesungen hielt, und sagte mir, es sei ein Brief aus Hamburg gekommen, den sie nicht lesen könne, weil er auf deutsch geschrieben sei. Unterzeichnet sei er von einer Frau namens Melitta. Ob sie ihn nachsenden solle? Ich kannte zwar niemanden in Hamburg, aber ich wußte sofort, wer ihn abgeschickt hatte, auch wenn fast ein Dreivierteljahrhundert vergangen war, seit ich die Absenderin zuletzt gesehen hatte. Es konnte nur die kleine Litta sein – tatsächlich war sie vielleicht ein Jahr älter als ich – aus der Seutter-Villa in Wien. Ich hatte recht. Wie sie schrieb, hatte sie meinen Namen in irgendeinem Zusammenhang in der *Zeit* gelesen und war sogleich zu dem Schluß gekommen, daß ich der Eric sein müsse, mit dem sie und ihre Schwestern vor langer, langer Zeit zusammen gespielt hatten. Sie hatte ihre Fotoalben durchstöbert und ein Foto entdeckt, das dem Brief beilag. Darauf posierten fünf kleine Kinder auf der Sommerterrasse der Villa mit unseren Kinderfräulein, die Mädchen – und vielleicht sogar ich selbst – mit Blumenkränzen auf dem Kopf. Litta stand dort mit ihren jüngeren Schwestern Ruth und Eva (Susie, die stets nur Peter gerufen wurde, war noch nicht geboren) und ich mit meiner Schwester Nancy. Auf der Rückseite hatte ihr Vater das Datum vermerkt: 1922. Und wie es Nancy gehe, fragte Litta. Woher hätte sie wissen sollen, daß Nancy, dreieinhalb Jahre jünger



als ich, vor einigen Jahren gestorben war? Bei meinem letzten Besuch in Wien hatte ich die Häuser aufgesucht, in denen wir gewohnt hatten, und Nancy Aufnahmen von ihnen geschickt. Ich hatte geglaubt, sie sei die einzige, die noch eine Erinnerung an die Seutter-Villa mit mir teilte. Jetzt wurde alles wieder lebendig.

Auch ich habe einen Abzug von dem Foto. In dem Album mit Familienfotos, das bei mir gelandet war, dem letzten Überlebenden nach dem Tod meiner Eltern und Geschwister, bilden die Schnappschüsse auf der Terrasse der Seutter-Villa das zweite ikonographische Dokument meiner Existenz und das erste meiner Schwester Nancy, die 1920 in Wien geboren wurde. Mein eigenes erstes derartiges Zeugnis ist anscheinend das Bild eines Babys in einem ziemlich großen Korbkinderwagen ohne Erwachsene oder sonst einen Kontext; vermutlich wurde es in Alexandria aufgenommen – dort kam ich im Juni 1917 zur Welt –, um meine Existenz von einem Angestellten des britischen Konsulats registrieren zu lassen (dem dabei gleich zwei Fehler unterliefen: Er trug das falsche Datum ein und schrieb auch den Nachnamen falsch). Die diplomatischen Einrichtungen des Vereinigten Königreichs wachten sowohl über meine Geburt als auch über meine Empfängnis, denn es war ein weiteres britisches Konsulat, diesmal in Zürich, wo mein Vater und meine Mutter geheiratet hatten. Ermöglicht wurde dies durch eine amtliche Verfügung, persönlich unterschrieben vom britischen Außenminister Sir Edward Grey, die es dem Untertanen König Georgs V. Leopold Percy Hobsbaum erlaubte, die Untertanin Kaiser Franz Josephs Nelly Grün zu ehelichen. Das alles zu einer Zeit, da beide Reiche miteinander im Krieg lagen, ein Konflikt, auf den mein künftiger Vater mit einem letzten Rest von britischem Patriotismus reagierte, den meine zukünftige Mutter jedoch ablehnte. 1915 gab es in England keine allgemeine Wehrpflicht, doch hätte es eine solche gegeben, dann hätte sie ihm geraten, sich als Kriegsdienstverweigerer eintragen zu lassen.¹ Mir gefällt die Vorstellung, sie seien von dem Konsul getraut worden, der in Tom Stoppards Stück *Travesties* die Hauptrolle spielt. Auch stelle ich mir gerne vor, daß sie während der Zeit in Zürich, als sie darauf warteten, daß Sir Edward Grey dringendere Angelegenheiten liegenlassen und sich ihrer geplanten Trauung zuwenden würde, von anderen Exilanten in der Stadt erfuhren – zum Beispiel Lenin, James Joyce und die Dadaisten. Das taten sie jedoch offensichtlich nicht, und sie hätten zu einer solchen Zeit auch höchstwahrscheinlich kein Interesse für sie aufgebracht. Sie waren einfach mehr mit ihren bevorstehenden Flitterwochen in Lugano beschäftigt.

Wie wäre mein Leben verlaufen, wenn Fräulein Grün, 18 Jahre alt, eine von drei Töchtern eines Wiener Juweliers mit einem gutgehenden Geschäft, sich nicht 1913 in Alexandria in einen älteren Engländer verliebt hätte, das vierte von acht Kindern eines eingewanderten Londoner Möbeltischlers? Sie hätte vermutlich einen jungen Mann aus dem jüdischen mitteleuropäischen Bürgertum geheiratet, und ihre Kinder wären als Österreicher aufgewachsen. Da fast alle jungen österreichischen Juden sich früher oder später als Emigranten oder Flüchtlinge wiederfanden, hätte mein späteres Leben wohl einen ähnlichen Verlauf genommen – viele von ihnen kamen nach England, studierten hier und legten ein Hochschulexamen ab. Aber ich wäre nicht mit dem Paß eines gebürtigen Engländers aufgewachsen oder nach England gekommen.

Da sie sich nicht in der Lage sahen, in einem der beiden kriegsführenden Länder zu leben, kehrten meine Eltern über Rom und Neapel zurück nach Alexandria, wo sie sich ursprünglich kennengelernt und vor dem Krieg verlobt hatten und wo beide Verwandte hatten – meine Mutter einen Onkel namens Albert, von dessen Handelshaus mit dem Schild »Nouveautés« samt den Angestellten ich noch eine Fotografie habe, und mein Vater einen Bruder Ernst, dessen Name ich trage und der beim Ägyptischen Post- und Telegrafendienst arbeitete. (Da das Privatleben das Rohmaterial für Historiker wie für Romanautoren bildet, habe ich die Umstände ihrer Begegnung als Einleitung in meinem Buch *Das imperiale Zeitalter* benutzt.) Sobald der Krieg beendet war, zogen sie mit ihrem zweijährigen Sohn nach Wien. Das ist der Grund, warum Ägypten, an das ich durch die lebenslangen Ketten behördlicher Dokumentation gefesselt bin, kein Teil meines Lebens geworden ist. Ich habe absolut keine Erinnerung mehr daran, ausgenommen vielleicht an einen Käfig mit kleinen Vögeln im Zoo bei Nouzha und Bruchstücke eines griechischen Kinderlieds, das vermutlich von einem griechischen Kindermädchen gesungen wurde. Auch bin ich ohne jede Neugier, was meine Geburtsstätte betrifft, ein Bezirk, der die Bezeichnung Sporting Club trug, entlang der Lokalbahnlinie vom Stadtzentrum Alexandrias nach Ramleh, aber andererseits gibt es darüber auch kaum etwas zu sagen, wenn man E.M. Forster glauben will, dessen Aufenthalt in Alexandria fast mit dem meiner Eltern zusammenfiel. Über die Bahnstation Sporting Club schreibt er in seinem Buch *Alexandria. A History and a Guide* lediglich: »In der Nähe der Haupttribüne der Rennbahn. Linker Hand ein Badestrand.«

Somit gehört Ägypten nicht zu meinem Leben. Ich weiß nicht,

wann das Leben der Erinnerung beginnt, doch gibt es nur wenig, das bis in die Anfänge meines dritten Lebensjahres zurückreicht. Ich bin nie wieder dort gewesen, seit der Dampfer *Helouan* von Alexandria nach Triest ablegte, das damals gerade von Österreich an Italien abgetreten worden war. Von unserer Ankunft in Triest ist mir nichts im Gedächtnis geblieben, diesem Tummelplatz der Sprachen und Rassen, einer Stadt der feudalen Cafés und der stolzen Schiffskapitäne, Stammsitz jenes riesigen Versicherungsunternehmens Assicurazioni Generali, dessen Wirtschaftsimperium den Begriff »Mitteleuropa« vermutlich besser abdeckt als jede andere Definition. Achtzig Jahre später hatte ich Gelegenheit, dies in Gesellschaft von Triester Freunden zu entdecken, vor allem der von Claudio Magris, jenem wunderbaren Beschwörer der Vergangenheit Mitteleuropas und der nördlichen Adriaregion, wo die deutsche mit der italienischen, slawischen und ungarischen Kultur zusammenfließt. Mein Großvater, der uns abgeholt hatte, begleitete uns auf der Südbahn nach Wien. Dort begann mein bewußtes Leben. Wir wohnten einige Monate bei meinen Großeltern, während meine Eltern eine eigene Wohnung suchten.

Mein Vater, der mit hart erspartem Geld angekommen war – und nichts war damals so hart wie der Sterling –, in einem verarmten Land mit einer Währung, die zusehends verfiel, war voller Zuversicht und hielt sich für einigermmaßen wohlhabend. Die Seutter-Villa schien ideal. Es war das erste Haus in meinem Leben, das ich als »unseres« empfand.

Wer mit der Bahn von Westen nach Wien kommt, fährt heute noch daran vorbei. Wenn man rechts aus dem Fenster sieht, während der Zug in die westlichen Vororte der Stadt einfährt, auf der Höhe des Stadtbahnhofs Hütteldorf-Hacking, fällt der Blick unweigerlich auf dieses stattliche Gebäude auf dem Berg, mit seinem vierseitigen Kuppeldach auf einem gedrungenen Turm, erbaut von einem erfolgreichen Industriellen in den späteren Tagen des Kaisers Franz Joseph (1848–1916). Das dazugehörige Grundstück erstreckte sich bis hinunter zur Auhofstraße, die entlang der Mauern des alten kaiserlichen Jagdreviers, des Lainzer Tiergartens, nach Westen verlief und von der aus das Haus über eine schmale, bergauf führende Straße erreicht wurde (die Vinzenz-Hess-Gasse, heute Seuttergasse), an deren unterem Ende damals eine Reihe strohgedeckter kleiner Häuser stand.

Die Seutter-Villa meiner Kindheitserinnerungen ist weitgehend jener Gebäudeteil, in den sich die alten und jungen Hobsbaums (denn so wurde der Name dem alexandrinischen Konsulatsangestellten zum Trotz geschrieben), die eine Wohnung im ersten Stock der Villa gemietet hatten, mit den Golds, die das Parterre unter uns bewohnten,

teilten. Das spielte sich im wesentlichen auf der Terrasse an der Seite des Hauses ab, wo ein Großteil des sozialen Lebens der Generationen dieser beiden Familien stattfand. Von dieser Terrasse aus führte ein – in der Rückschau steiler – Fußweg zu den Tennisplätzen hinunter (die heute bebaut sind), vorbei an einem Baum, der einem kleinen Jungen riesig erschien, dessen Äste sich jedoch tief genug ausstreckten, um darin herumzuklettern. Ich erinnere mich, daß ich seine Geheimnisse einem Jungen mitteilte, der aus einer Stadt namens Recklinghausen in Deutschland an unsere Schule gekommen war. Man hatte uns angehalten, uns seiner anzunehmen, da die Zeiten dort, wo er herkam, sehr schwer waren. Ich habe an ihn keine andere Erinnerung als den Baum und den Namen seiner Heimatstadt, die im heutigen Bundesland Nordrhein-Westfalen liegt. Er reiste bald wieder zurück. Obwohl ich es damals nicht so wahrgenommen habe, muß dies meine erste Begegnung mit den bedeutenden Ereignissen der Geschichte des 20. Jahrhunderts gewesen sein, in diesem Fall der Besetzung des Ruhrgebiets durch die Franzosen 1923, auf dem Umweg über eines der Kinder, die für kurze Zeit in eine sichere Obhut bei warmherzigen Menschen in Österreich gegeben wurden. (Damals verstanden sich alle Österreicher als Deutsche und hätten für einen Anschluß an Deutschland gestimmt, wenn die Siegermächte nach dem Ersten Weltkrieg in Versailles dies nicht untersagt hätten.) Ich kann mich auch noch lebhaft daran erinnern, wie wir irgendwo auf dem Gelände in einem Schuppen voller Heu gespielt haben, doch bei meinem letzten Besuch in Wien mit Marlene haben wir uns das Grundstück zur Villa zwar angesehen, konnten jedoch die Stelle nicht finden, wo er gestanden haben könnte. Merkwürdigerweise habe ich keinerlei Erinnerungen an das Innere des Hauses, lediglich den vagen Eindruck, daß es weder sehr hell noch sehr komfortabel war. Ich kann mich beispielsweise an nichts in unserer Wohnung oder den Räumlichkeiten der Familie Gold erinnern, außer vielleicht an hohe Decken.

Fünf, später sechs Kinder im Vorschulalter oder bestenfalls im Alter von Erst- und Zweitkläßlern im selben Garten sind ein starkes Bindemittel zwischen Familien. Die Hobsbaums und die Golds kamen gut miteinander aus, trotz ihrer ganz unterschiedlichen Herkunft, denn die Golds waren (ungeachtet ihres Namens) anscheinend keine Juden. Jedenfalls blieben und gediehen sie in Österreich oder – nach dem Anschluß – Großdeutschland. Herr und Frau Gold stammten aus Sieghartskirchen, einem gottverlassenen Nest in Niederösterreich, er der Sohn des einzigen bäuerlichen Gastwirts, sie die Tochter des einzigen Kramladeninhabers am Ort (der alles von Wollsocken bis zu land-

wirtschaftlichem Bedarf führte). Beide unterhielten starke familiäre Verbindungen dorthin. Sie waren in den zwanziger Jahren wirtschaftlich so gut gestellt, daß sie ihre Porträts malen ließen. Ein Schwarzweißfoto von den beiden, das eine der beiden noch lebenden Töchter mir irgendwann einmal geschickt hatte, liegt vor mir. Das Bild eines ernst blickenden Herrn in dunklem Straßenanzug und gestärktem Hemdkragen löst nichts in mir aus, und als kleiner Junge hatte ich ohnehin keinen engen Kontakt zu ihm, auch wenn er mir einmal seine Offiziersmütze aus der Zeit vor dem Ende des Habsburgerreichs gezeigt hat und als erster von den Personen, die ich kannte, wirklich in den Vereinigten Staaten gewesen war, wohin ihn eine Geschäftsreise geführt hatte. Von dort brachte er eine Schallplatte mit – jetzt fällt mir auch das Lied darauf wieder ein, es hieß »The Peanut Vendor« (Der Erdnußverkäufer) – und die Information, in Amerika gebe es eine Automarke »Buick«, ein Name, der mir aus irgendeinem dunklen Grund unglaublich schien. Dagegen läßt das Bild einer hübschen Frau mit langem Hals und seitlich gewellten kurzen Haaren, die mit ernsten, aber nicht sehr selbstbewußten Augen über ihre nackte Schulter in die Welt blickt, sie für mich sogleich wieder lebendig werden: Mütter haben im Leben von Kindern eine viel dauerhaftere Bedeutung, und meine Mutter Nelly, intellektuell, kosmopolitisch und gebildet, und Anna (»Antschi«) Gold, mit geringer Schulbildung, stets im Bewußtsein der Provinzialität ihrer Herkunft, wurden bald dicke Freundinnen und blieben es bis zum Schluß. Wenn man ihrer Tochter Melitta glauben darf, war Nelly sogar Annas einzige enge Freundin. Das mag erklären, warum sich noch immer Fotos unbekannter und unidentifizierbarer Hobsbaums in Familienalben der Enkel der Familie Gold finden, die in Wien geblieben waren. Eine der Töchter erinnert sich fast so lebhaft wie ich daran, wie sie (zusammen mit ihrer Mutter) meine Mutter kurz vor ihrem Tod besucht hatte. Unter Tränen sagte Antschi ihr danach: »Wir werden Nelly nie mehr wiedersehen.«

Zwei Menschen, fast so alt wie »das kurze 20. Jahrhundert«, begannen somit ihr Leben gemeinsam und machten dann jeweils ihren eigenen Weg durch die außergewöhnliche und furchtbare Welt des vergangenen Jahrhunderts. Das ist der Grund, warum ich diese Reflexionen über ein langes Leben mit der unerwarteten Erinnerung eines Fotos in den Alben von zwei Familien beginne, die nichts miteinander gemeinsam hatten, außer daß ihre Lebenswege für kurze Zeit im Wien der zwanziger Jahre zusammengeführt wurden. Denn Erinnerungen an einige Jahre der frühen Kindheit, gemeinsam geteilt von einem emeritierten Professor

und die Kontinente durchwandernden Historiker und einer in Rente lebenden ehemaligen Schauspielerin, Fernsehmoderatorin und gelegentlichen Übersetzerin (»wie deine Mutter!«) sind allenfalls von privatem Interesse für die Betroffenen. Selbst für sie sind sie nicht mehr als der dünnste Spinnwebfaden zur Überbrückung der gewaltigen Kluft zwischen gut siebzig Jahren zweier Leben, die völlig separat, ohne jede Verbindung geführt wurden, ohne daß man etwas voneinander gewußt oder auch nur für einen Augenblick bewußt aneinander gedacht hätte. Es ist die außergewöhnliche Erfahrung von Europäern, die das 20. Jahrhundert durchlebt haben, was diese Leben miteinander verbindet. Eine wiederentdeckte gemeinsame Kindheit, ein erneuter Kontakt im hohen Alter lassen das Bild unserer Zeit deutlich hervortreten: absurd, ironisch, surreal und monströs. Sie erschaffen es nicht. Zehn Jahre, nachdem die fünf Kinder in die Kamera geblickt hatten, waren meine Eltern tot, und Herr Gold, Opfer der Wirtschaftskatastrophe – so gut wie alle Banken Mitteleuropas waren 1931 praktisch zahlungsunfähig – war mit seiner Familie unterwegs, um seine Dienste einer Bank in Persien anzubieten, dessen Schah seine Bankfachleute lieber aus fernen und geschlagenen Imperien kommen ließ als aus benachbarten und gefährlichen Ländern. Weitere fünf Jahre später, während ich an einer englischen Universität studierte, standen die Töchter der inzwischen aus den Palästen von Schiras zurückgekehrten Familie Gold allesamt am Beginn ihrer Schauspielerkarriere in einem Land, das in wenigen Monaten Teil von Hitlers Großdeutschland werden sollte. Abermals fünf Jahre später trug ich die Uniform eines britischen Soldaten in England, meine Schwester Nancy zensierte Briefe für die britischen Behörden in Trinidad, während Litta unter unseren Bomben im Kabarett der Komiker in Berlin auftrat. Gut möglich, daß im Publikum einige der Leute saßen, die meine Verwandten, die wahrscheinlich damals in der Seutter-Villa den kleinen Mädchen der Familie Gold den Kopf getätschelt hatten, zur Deportation in die Lager zusammengetrieben hatten. Noch einmal fünf Jahre später, als ich begann, in den Bombentrümmern Londons meine Lehrveranstaltungen abzuhalten, waren »Antschi« und ihr Mann tot – er war wahrscheinlich ein Opfer des Hungers, der in den Monaten unmittelbar nach der Niederlage und der Besetzung herrschte, und sie, vor Kriegsende in die Westalpen evakuiert, war einer Krankheit zum Opfer gefallen.

Die Vergangenheit ist ein anderes Land, aber bei denen, die einmal dort gelebt haben, hat sie ihre Spuren hinterlassen. Das gilt auch für jene, die zu jung sind, um sie besser als nur vom Hörensagen zu kennen, oder die sie, in einer ahistorischen Kultur, als »Trivial Pursuit«, als

müßigen Zeitvertreib, behandeln.* Es ist jedoch die Aufgabe des autobiographischen Historikers, dieses Land nicht einfach wieder aufzusuchen, sondern es zu kartografieren. Denn ohne solche Karte, wie sollen wir denn einen langen, sich verzweigenden Lebensweg durch die ringsum sich verändernden Landschaften verfolgen? Oder wie verstehen, warum und wann wir gezögert haben oder gestolpert sind oder wie wir unter den Menschen gelebt haben, mit denen unser Leben verflochten und von denen es abhängig war? Denn diese Dinge erhellen nicht nur das Leben Einzelner, sie erhellen die Welt.

So mag dieses Bild als Ausgangspunkt für den Versuch eines Historikers dienen, einen Weg durch das zerklüftete Gelände des 20. Jahrhunderts zurückzuverfolgen: fünf kleine Kinder, vor achtzig Jahren von ihren Eltern für ein Foto auf einer Terrasse in Wien aufgestellt, ohne (im Gegensatz zu ihren Eltern) ein Bewußtsein davon, daß die Trümmer der Niederlage, vernichteter Imperien und des wirtschaftlichen Zusammenbruchs sie umgaben, ohne Bewußtsein (ebenso wie ihre Eltern), daß sie ihren Weg durch die mörderischste und revolutionärste Ära der Geschichte würden gehen müssen.

* »Trivial Pursuit« war gegen Ende des 20. Jahrhunderts für kurze Zeit ein beliebtes Gesellschaftsspiel.

Ein Kind in Wien

Ich verbrachte meine Kindheit in der verarmten Hauptstadt eines Großreichs, die nach dessen Zusammenbruch einer ziemlich kleinen provinziellen Republik von großer Schönheit angehörte, die nicht daran glaubte, daß es sie unbedingt geben müsse. Mit einigen wenigen Ausnahmen waren die Österreicher nach 1918 der Meinung, daß sie ein Teil Deutschlands sein müßten und daran lediglich durch die Großmächte gehindert würden, die Mitteleuropa den Friedensvertrag aufgezwungen hatten. Die wirtschaftlichen Probleme in den Jahren meiner Kindheit trugen nicht dazu bei, ihren Glauben an die Lebensfähigkeit der Ersten österreichischen Republik zu stärken. Sie hatte gerade eine Revolution hinter sich und war für kurze Zeit unter einer aus klerikalen Reaktionären gebildeten und von einem Monsignore geführten Regierung zur Ruhe gekommen, die sich auf die Stimmen der frommen oder zumindest stark konservativen Landbevölkerung stützte. Ihr stand eine verhaßte Opposition aus revolutionären marxistischen Sozialisten gegenüber, die ihre Basis zum größten Teil in Wien (nicht nur die Hauptstadt, sondern seit 1922 auch ein autonomes Bundesland der Republik) sowie bei all denen hatte, die sich als »Arbeiter« verstanden. Neben der Polizei und der Armee, die der Regierung unterstanden, gab es auf beiden Seiten des politischen Spektrums paramilitärische Verbände, für die der Bürgerkrieg nur aufgeschoben war. Österreich war nicht nur ein Staat, der nicht existieren wollte, sondern auch ein prekärer Zustand, der unmöglich von Dauer sein konnte.

Er war auch nicht von Dauer. Doch die letzten Zuckungen der Ersten österreichischen Republik – die Vernichtung der Sozialdemokraten nach einem kurzen Bürgerkrieg, die Ermordung des katholischen Bundeskanzlers durch nationalsozialistische Auführer, Hitlers triumphaler und begeistert begrüßter Einzug in Wien – ereigneten sich, nachdem ich Wien 1931 verlassen hatte. Ich sollte erst 1960 dorthin zurückkehren, als dasselbe Land, unter demselben Zweiparteiensystem von Katholiken und Sozialisten eine stabile, wirtschaftlich enorm aufblühende und neutrale kleine Republik geworden war, die mit ihrer

Identität vollkommen zufrieden – manche mochten sagen, etwas zu selbstzufrieden – war.

Doch das ist die Rückschau eines Historikers. Wie sah eine bürgerliche Kindheit im Wien der zwanziger Jahre aus? Das Problem ist, wie man unterscheiden soll zwischen dem, was man seither erfahren hat, und dem, was die Zeitgenossen damals gewußt und getan haben, sowie zwischen den Erfahrungen und Reaktionen der Erwachsenen und derer, die damals Kinder waren. Was Kinder, die 1917 geboren waren, von den Ereignissen des noch jungen 20. Jahrhunderts wußten, die im Denken der Eltern und Großeltern so lebendig waren – Krieg, Zusammenbruch, Revolution, Inflation – war das, was Erwachsene uns erzählten, oder wahrscheinlicher das, was wir mithörten, wenn sie sich darüber unterhielten. Die einzige unmittelbare Anschauung, die wir von alldem hatten, waren die immer neuen Bilder auf Briefmarken. Das Sammeln von Briefmarken in den zwanziger Jahren erklärte zwar längst nicht alles, war jedoch eine gute Einführung in die politische Geschichte Europas seit 1914. Für einen im Ausland lebenden englischen Jungen wurde der Gegensatz zwischen der unveränderten Kontinuität des Kopfs von König Georg V. auf englischen Briefmarken einerseits und dem Chaos von Aufdrucken, neuen Namen und neuen Währungen auf den Marken anderer Länder andererseits unterstrichen. Die einzige weitere direkte Verbindung zur Geschichte brachten die variierenden Münzen und Banknoten einer Zeit der wirtschaftlichen Zerrüttung. Ich war alt genug, um die Veränderung von Kronen zu Schillingen und Groschen, von Banknoten mit zahlreichen Nullen zu einfachen Banknoten und Münzen bewußt wahrzunehmen, und ich wußte, daß es vor der Krone den Gulden gegeben hatte.

Auch wenn das Habsburgerreich dahingegangen war, lebten wir immer noch von seiner Infrastruktur und in einem erstaunlichen Ausmaß noch mit mitteleuropäischen Vorstellungen der Zeit vor 1914. Der Mann einer der intimen Freundinnen meiner Mutter, Dr. Alexander Szana, lebte in Wien und arbeitete zum Unglück für den Seelenfrieden seiner Frau bei einer deutschsprachigen Zeitung 50 Kilometer donauabwärts in einer Stadt, die bei uns Preßburg und bei den Ungarn Pozsony hieß und inzwischen zu Bratislava geworden war, der bedeutendsten slowakischen Stadt in der neuen Tschechoslowakischen Republik. (Heute ist sie die Hauptstadt einer souveränen Slowakei.) Abgesehen von der Vertreibung ehemaliger ungarischer Beamter hatte sie zwischen den Kriegen noch keine ethnische Säuberung ihrer polyglotten und multikulturellen Bevölkerung aus Deutschen, Ungarn, Tschechen und Slowaken, assimilierten, verwestlichten und frommen Kar-

patenjuden, Zigeunern und anderen erfahren. Sie war noch nicht wirklich eine slowakische Stadt von »Bratislavaks« geworden, von denen sich diejenigen, die sich noch daran erinnern, was sie bis zum Zweiten Weltkrieg geblieben war, noch immer als »Preßburaks« unterscheiden. Um zu seiner Arbeitsstelle und wieder nach Hause zurück zu kommen, nahm er die Preßburger Bahn, eine Regionalbahn, die von einer Straße im Zentrum Wiens bis zu einer Ringstrecke auf den Hauptstraßen Preßburgs fuhr. Sie wurde 1914 in Betrieb genommen, als beide Städte Teil desselben Reiches waren, ein Triumph der modernen Technik, und einfach weiterbetrieben; dasselbe galt für die berühmte »Opernbahn«, mit der die kulturell interessierten Einwohner von Brünn/Brno in Mähren zu einem Opernabend in das einige Eisenbahnstunden entfernte Wien führen. Mein Onkel Richard wohnte in Wien und in Marienbad, wo er ein Geschäft mit Modeartikeln hatte. Die Grenzen waren noch nicht hermetisch geschlossen wie später, nachdem die Preßburger Regionalbahnbrücke über die Donau im Krieg zerstört worden war. Die Überreste konnten noch 1996 besichtigt werden, als ich an einer Fernsehsendung über die Bahn mitwirkte.

Die Welt des Wiener Bürgertums und auf jeden Fall der Juden, die einen so beträchtlichen Teil davon ausmachten, war noch die der ausgedehnten vielsprachigen Region, deren Migranten ihre Hauptstadt in den letzten 180 Jahren zu einer Großstadt mit zwei Millionen Einwohnern gemacht hatten – ausgenommen Berlin mit Abstand die größte Stadt auf dem europäischen Kontinent zwischen Paris und Leningrad. Unsere Verwandten stammten aus Orten – und lebten zum Teil noch dort – wie Bielitz (heute in Polen), Kaschau (heute in der Slowakei) oder Großwardein (heute in Rumänien).¹ Unsere Lebensmittelhändler und die Pförtner unserer Mietshäuser waren garantiert Tschechen, unsere Stuben- und Kindermädchen keine geborenen Wienerinnen: Ich erinnere mich noch an die Geschichten von Werwölfen, die mir eines der Mädchen erzählte, das aus Slowenien stammte. Niemand von ihnen war oder fühlte sich entwurzelt oder ausgesetzt vom »alten Land« wie die europäischen Auswanderer in den Vereinigten Staaten, da für die kontinentalen Europäer der Atlantik die große Scheidelinie war, während an das Reisen auf Schienen auch über größere Entfernungen hinweg jedermann gewöhnt war. Selbst meine nervöse Großmutter dachte sich nichts dabei, wenn sie hin und wieder eine kurze Reise nach Berlin unternahm, um ihre Tochter zu besuchen.

Es war eine multinationale, aber keine multikulturelle Gesellschaft. Deutsch (mit einer lokalen Färbung) war ihre Sprache, deutsch (mit einem lokalen Gepräge) ihre Kultur und ihr Zugang zur Weltkultur

der Antike wie der Moderne. Meine Verwandten hätten die leidenschaftliche Entrüstung des großen Kunsthistorikers Ernst Gombrich geteilt, als dieser – wie das im 20. Jahrhundert Mode war – gebeten wurde, die Kultur seiner Geburtsstadt Wien als jüdisch zu beschreiben. Es war schlicht und einfach eine Wiener bürgerliche Kultur, so wenig durch die Tatsache beeinflusst, daß so viele ihrer hervorragenden Vertreter Juden waren und (angesichts des eingefleischten Antisemitismus der Region) wußten, daß sie Juden waren, wie durch den Umstand, daß einige von ihnen aus Mähren kamen (Freud und Mahler), andere aus Galizien oder der Bukowina (Joseph Roth) oder sogar aus Russe an der bulgarischen Donau (Elias Canetti). Ebenso sinnlos wäre es, nach bewußt jüdischen Elementen in den Liedern von Irving Berlin oder den Hollywoodfilmen aus der Ära der großen Studios zu suchen, die alle von eingewanderten Juden betrieben wurden: Ihr Ziel, worin sie erfolgreich waren, bestand gerade darin, Lieder oder Filme zu machen, die einen spezifischen Ausdruck für ein hundertprozentiges Amerikanertum fanden.

Als Sprecher der Kultursprache in einer ehemaligen imperialen Hauptstadt teilten Kinder instinktiv das Gefühl einer kulturellen, wenn auch nicht mehr einer politischen Überlegenheit. Die Art und Weise, wie Tschechen deutsch sprachen (»böhmakelten«), kam uns minderwertig und deshalb spaßig vor, und so war es auch mit der unverständlichen tschechischen Sprache mit ihrer scheinbaren Häufung von Konsonanten. Ohne daß wir Italiener gekannt oder eine Meinung über sie gehabt hätten, bezeichneten wir sie abschätzig als »Katzelmacher«. Emanzipierte und assimilierte Wiener Juden sprachen von Ostjuden, als handelte es sich um eine andere Spezies. (Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich ein älteres Mitglied der Familie gefragt habe, ob diese Ostjuden Nachnamen hätten wie wir und wenn ja, wie diese lauteten, da sie doch offensichtlich so anders seien als wir.) Meiner Meinung nach erklärt das einen Großteil der Begeisterung, mit der die Österreicher ihre Annexion durch Hitlerdeutschland begrüßten: Sie stellte ihr Gefühl einer politischen Überlegenheit wieder her. Damals bemerkte ich nur, daß einer oder zwei meiner Klassenkameraden am Gymnasium »Hakenkreuzler« waren. Da ich Engländer war, kulturell jedoch von den Österreichern nicht zu unterscheiden, war ich davon offenbar nicht unmittelbar betroffen. Aber es führt mich zur Frage der Politik.

Weil ich schon in so jungen Jahren und so lange Zeit von jener für das 20. Jahrhundert typischen Leidenschaft des politischen Engagements ergriffen wurde, liegt die Frage nahe, wie weit deren Wurzeln in

eine Kindheit der zwanziger Jahre in Wien zurückreichen. Das ist schwierig zu rekonstruieren. Wir lebten in einer Zeit, die durchtränkt war von Politik, auch wenn die Angelegenheiten der weiteren Welt, wie ich schon gesagt habe, hauptsächlich über die Erwachsenen zu uns kamen, wenn wir deren Gespräche mit anhörten, deren Sinn wir Kinder aber nicht voll verstanden. An zwei kann ich mich noch erinnern, wahrscheinlich um 1925. Zu dem einen kam es in einem Gebirgssanatorium, in das man mich geschickt hatte, um mich von einer Krankheit zu erholen (wir Kinder waren anscheinend ständig wegen irgend etwas krank). Beaufsichtigt wurde ich von meiner Tante Gretl, die dort ebenfalls ein Leiden auskurierte. »Wer ist dieser Trotzki?« fragte eine Frau, in meiner vagen Erinnerung oder Vorstellung eine mütterliche Person mittleren Alters, in deren Stimme eine gewisse Befriedigung lag. »Bloß ein jüdischer Bub, der eigentlich Bronstein heißt.« Wir hatten von der Russischen Revolution gehört, aber was war das eigentlich? Das andere bekam ich bei einer Leichtathletikveranstaltung mit, zu der mich mein Onkel (und wahrscheinlich mein Vater) mitgenommen hatten, die mir im Gedächtnis geblieben ist, weil ich damals zum ersten Mal einen schwarzen Kurzstreckenläufer namens Cator erlebte. »Du sagst, zur Zeit ist nirgendwo mehr ein Krieg«, sagte jemand, »aber es gibt doch einen Aufstand in Syrien?« Was bedeutete das für uns, was konnte es überhaupt für uns bedeuten? Wir wußten, es hatte einen Weltkrieg gegeben, so wie jeder junge Engländer, der 1944 geboren wurde, in dem Wissen aufwachsen würde, daß es einen Weltkrieg gegeben hatte. Zwei meiner englischen Onkel waren dagebewesen, unser Nachbar, Herr Gold, hatte mir seinen hohen Tschako gezeigt, und mein bester Freund war Kriegswaise – seine Mutter bewahrte den Säbel ihres Mannes an der Wand auf. Doch keiner von denen, die ich kannte, ob Engländer oder Österreicher, betrachtete den Krieg als eine heroische Zeit, und die Schulen in Österreich hüllten sich in Schweigen darüber, zum Teil, weil er ein anderes Land zu einer anderen Zeit betraf – das alte Habsburgerreich –, zum Teil vielleicht aber auch, weil die österreichischen Armeen sich nicht gerade mit Ruhm bedeckt hatten. Erst als ich nach Berlin kam, erlebte ich den Lehrer und ehemaligen Offizier, der auf seinen Frontdienst stolz war. Bis dahin stammte mein eindrucksvollstes Bild vom Großen Krieg von Karl Kraus' großartigem, monumentalem Dokudrama *Die letzten Tage der Menschheit*, dessen Text meine Mutter und meine Tante Gretl gleich nach seinem Erscheinen 1922 gekauft hatten. Ich besitze noch das Exemplar meiner Mutter und lese von Zeit zu Zeit wieder darin.

Was wußten wir sonst noch von der Zeit, in der wir lebten? Für

Wiener Schulkinder war es selbstverständlich, daß die Menschen zwischen zwei Parteien wählen konnten – den Christlichsozialen und den Sozialdemokraten oder Roten. Unsere einfache materialistische Annahme war die, daß man als Hausbesitzer die ersteren und als Mieter die letzteren wählte. Da die meisten Wiener zur Miete wohnten, machte dies natürlich Wien zu einer roten Stadt. Bis nach dem Bürgerkrieg von 1934 waren die Kommunisten so unwichtig, daß einige der Engagiertesten von ihnen sich entschieden, sich in anderen Ländern zu betätigen, wo sie mehr Handlungsspielraum hatten. Das betraf hauptsächlich Deutschland, wohin zum Beispiel die berühmten Eislers gingen, der Komponist Hanns, der Kominternagent Gerhart und ihre Schwester, die formidable Elfriede, besser bekannt als Ruth Fischer, die für kurze Zeit die KPD führte, aber auch die Tschechoslowakei, die für Egon Erwin Kisch zur neuen Heimat wurde. (Viele Jahre später wurde der Maler Georg Eisler, der Sohn von Hanns, mein bester Freund.) Ich kann mich nicht erinnern, daß ich auf den einzigen Kommunisten im Kreis der ehemaligen Geschwister Grün aufmerksam geworden wäre, der unter dem Pseudonym Leo Lania schrieb, damals ein junger Mann, der Zolas *Das Werk* sein Lieblingsbuch und Eugen Onegin und Spartakus seine Lieblingshelden in der Literatur und Geschichte nannte. Unsere Familie war natürlich weder schwarz noch rot, da die Schwarzen Antisemiten und die Roten für die Arbeiter und nicht für unsere Schicht waren. Außerdem waren wir Engländer, so daß uns die Frage nichts anging.

Und doch, beim Übergang von der Volksschule auf das Gymnasium und von der Kindheit zur Pubertät im Wien der späten zwanziger Jahre erlangte man ein politisches Bewußtsein so selbstverständlich, wie man die eigene Sexualität entdeckte. Im Sommer 1930 befreundete ich mich in Weyer, einem Dorf in Oberösterreich, wo die Ärzte vergeblich versuchten, dem Lungenleiden meiner Mutter beizukommen, mit Haller Peter, dem Sohn der Familie, bei der wir Quartier bezogen hatten. (In der Tradition von Beamtenstaaten wurde der Nachname vor dem Vornamen genannt.) Wir gingen zusammen angeln und plünderten die Obstgärten, ein Treiben, von dem ich glaubte, daß es auch meiner Schwester gefallen mußte, das ihr jedoch, wie sie mir viele Jahre später gestand, eine Heidenangst eingejagt hatte. Da Peters Vater als Eisenbahner arbeitete, war die Familie rot: In Österreich und vor allem auf dem Land wäre es damals keinem Arbeiter außerhalb der Landwirtschaft in den Sinn gekommen, etwas anderes zu sein. Obwohl Peter – etwa im selben Alter wie ich – sich nicht erkennbar für öffentliche Angelegenheiten interessierte, war es auch für ihn selbstverständ-

lich, rot zu sein; und irgendwie, zwischen dem Zielen mit Steinen auf Forellen und dem Stibitzen von Äpfeln, beschloß ich, auch Kommunist zu werden.

Drei Jahre zuvor gab es ebenfalls einen Sommerferientag, an den ich mich erinnere, diesmal in einem Dorf namens Rottenegg in Niederösterreich. Es war eine Zeit, die in meinem persönlichen Leben keine besondere Rolle gespielt hat, um so mehr aber in der Geschichte. Wie gewöhnlich war mein Vater nicht mit uns gefahren, sondern war in Wien zurückgeblieben, um seiner Arbeit nachzugehen. Doch der Sommer 1927 war die Zeit, als die Arbeiter in Wien, empört über den Freispruch von einigen Rechten, die bei einer Schlägerei zwei Sozialisten getötet hatten, massenhaft auf die Straße gingen und den Justizpalast an der Ringstraße niederbrannten (die breite Prachtstraße, die in einem großen Bogen durch die alte Innenstadt Wiens führt). Fünfundachtzig von ihnen kamen dabei um. Mein Vater befand sich anscheinend in der Nähe des Tumults, kam jedoch ungeschoren davon. Sicher haben die Erwachsenen (nicht zuletzt meine Mutter) die Ereignisse ausgiebig diskutiert, aber ich kann nicht behaupten, daß dies bei mir den geringsten Eindruck hinterlassen hätte – anders als die Geschichte, daß sich einmal – nämlich 1909, auf einer Reise nach Ägypten – sein Schiff gerade auf der Höhe von Sizilien befand, als das große Erdbeben von Messina ausbrach. Was mir von diesem Ferientag tatsächlich im Gedächtnis geblieben ist, waren der Handwerker am Ort, der vor unserer Ferienwohnung ein Boot baute, und die Tannenwälder am Berghang, die ich allein erkundete, bis ich ein Lager von Holzfällern erreichte, die mir von ihrem Sterz abgaben, jenem festen Brei aus Mais oder Maisgrieß, den sie als Vesper mit sich führten. Unterwegs sah ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Schwarzspecht, fast einen halben Meter groß unter der leuchtend roten Kopfplatte, der auf einer Lichtung gegen einen Baumstumpf hämmerte, wie ein wahnsinniger kleiner Eremit, allein unter der Stille der Baumkronen.

Trotzdem wäre es zuviel behauptet, daß der Sommer in Weyer mich zu einem politischen Menschen gemacht hätte. Erst in der Rückschau kann man meine Kindheit als einen Prozeß der Politisierung lesen. Damals bestimmten Spielen und Lernen, Familie und Schule mein Leben nicht anders als das der meisten Schulkinder im Wien der zwanziger Jahre. So gut wie alles, was wir erlebten, begegnete uns auf diese Weise oder fügte sich in den einen oder anderen dieser Rahmen ein.

Von den beiden sozialen Netzen, die den größten Teil meines Lebens bestimmten, war die Familie das dauerhafteste. Sie bestand aus einem größeren Wiener Clan, den Verwandten meiner Großeltern,

und einem kleineren, englisch-österreichischen Teil, zwei Schwestern der Familie Grün, meiner Mutter und ihrer jüngeren Schwester Gretl, beide mit zwei Hobsbaumbrüdern verheiratet, meinem Vater und dem jüngeren Sidney, der während des größten Teils der zwanziger Jahre ebenfalls in Wien lebte. Eingeschult wurde man erst mit sechs Jahren. Danach durchlief ich durch Wohnungswechsel bedingt zwei Volksschulen und drei Gymnasien, und meine Schwester – die Wien noch vor ihrem zehnten Lebensjahr verließ – besuchte zwei Volksschulen. Unter diesen Umständen konnten Schulfreundschaften nur von kurzer Dauer sein. Von allen, die ich während meiner fünf Schuljahre in Wien kennengelernt habe, sind mit einer Ausnahme alle aus meinem späteren Leben verschwunden.

Die Familie war andererseits auch ein funktionales Netz, das nicht nur durch die emotionalen Bande zwischen Müttern, Kindern und Enkeln und zwischen Brüdern und Schwestern zusammengehalten wurde, sondern auch durch wirtschaftliche Erfordernisse. Was es in den zwanziger Jahren schon an den modernen sozialstaatlichen Einrichtungen gab, tangierte bürgerliche Familien kaum, da die wenigsten ihrer Ernährer Lohnarbeit verrichteten. An wen konnte man sich sonst um Hilfe wenden? Wie sollte man Verwandten in Not nicht helfen, selbst wenn man sie nicht besonders gut leiden konnte? Ich glaube nicht, daß dies besonders charakteristisch für jüdische Familien war, auch wenn die Wiener Familie meiner Mutter zweifellos das Empfinden hatte, daß die Mischpoche oder zumindest die Angehörigen, die in Wien wohnten, eine Gruppe bildete, die sich von Zeit zu Zeit traf, stets – wie ich mich aus langen und entsetzlich langweiligen Sitzungen an Tischen erinnere, die in einem Gartencafé zusammengestellt wurden –, um Familienentscheidungen zu treffen oder einfach nur Klatschgeschichten auszutauschen. Wir bekamen Eiscreme, aber solch kurze Freuden können einen nicht für ein langes Palaver entschädigen. Wenn es daran etwas spezifisch Jüdisches gab, dann die von allen geteilte Annahme, daß die Familie ein Netz sei, das sich über Länder und Meere hinweg erstreckte, daß der Wechsel des Wohnsitzes von einem Land in ein anderes ein normaler Bestandteil des Lebens sei und daß für Menschen, die ihr Geld mit Ankauf und Verkauf verdienten – wie dies bei vielen Angehörigen jüdischer Familien der Fall war –, die Sicherung des Lebensunterhalts eine ungewisse und unberechenbare Sache sei, vor allem im Zeitalter der Katastrophe, die Mitteleuropa seit dem Zusammenbruch der Zivilisation im August 1914 verschlungen hatte. Wie sich die Dinge entwickelten, sollte kein Teil der Familie Hobsbaum-Grün das Sicherheitsnetz des Familiensystems nötiger haben als meine Eltern,

vor allem nachdem durch den Tod meines Vaters aus einer permanent kritischen eine katastrophale wirtschaftliche Lage geworden war. Doch bis dahin – in meinem Fall bis zu meinem zwölften Lebensjahr – bekamen wir Kinder davon kaum etwas mit.

Wir lebten noch in der Zeit, in der eine Taxifahrt als eine Extravaganz erschien, die einer besonderen Rechtfertigung bedurfte, selbst bei relativ begüterten Menschen. Wir – oder zumindest ich – hatten anscheinend alle die üblichen Besitztümer, die auch unsere Freunde hatten, und taten alle die Dinge, die auch sie taten. Ich kann mich nur an eine einzige Gelegenheit erinnern, als mich eine Ahnung davon überfiel, wie mulmig die Lage war. Ich war gerade auf das Bundesgymnasium XIII, Fichtnergasse, gewechselt. Der für die neue Klasse verantwortliche Professor – alle Lehrer an einem Gymnasium wurden automatisch mit »Herr Professor« angeredet, so wie wir nunmehr automatisch mit »Sie« und nicht mehr wie die Kinder mit »du« angeredet wurden – hatte die Liste mit den Büchern ausgeteilt, die wir anschaffen sollten. In Erdkunde benötigten wir den *Kozenn-Atlas*, einen großen und offenbar ziemlich teuren Band. »Das ist sehr teuer. Mußt du ihn unbedingt haben?« fragte meine Mutter in einem Ton, der mir das deutliche Gefühl einer Krise vermittelte, und sei es auch nur, weil die Antwort auf ihre Frage so offensichtlich war. Natürlich mußte ich ihn haben. Wieso konnte Mama das nicht einsehen? Das Buch wurde gekauft, doch das Gefühl, daß zumindest bei dieser Gelegenheit ein größeres Opfer gebracht worden war, ließ mich nicht mehr los. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum dieser Atlas noch immer in meinem Bücherregal steht, leicht zerfleddert und voller Schmierereien und Randbemerkungen eines Sextaners oder Quintaners, doch noch immer ein guter Atlas, den ich von Zeit zu Zeit zu Rate ziehe.

Vielleicht hätten andere Kinder in meinem Alter ein ausgeprägteres Gefühl für unsere materiellen Schwierigkeiten gehabt. Als Junge hatte ich keinen besonderen Sinn für praktische Realitäten; und Erwachsene, soweit ihre Aktivitäten und Interessen sich nicht mit den meinen überschnitten, gehörten für mich nicht zur praktischen Realität. Jedenfalls lebte ich einen Großteil der Zeit in einer Welt ohne klare Grenzen zwischen der Wirklichkeit, den Entdeckungen des Lesens und den Schöpfungen meiner Phantasie. Selbst ein Kind mit einem nüchterneren Sinn für die Realität wie meine Schwester hatte keine klare Vorstellung von unserer Lage. Ein solches Wissen wurde einfach für die Welt unserer Kindheit nicht als notwendig angesehen. So hatte ich beispielsweise keine Ahnung, welcher Arbeit mein Vater eigentlich nachging. Niemand hielt es für nötig, Kindern solche Dinge zu sagen,

und außerdem waren die Tätigkeiten, mit denen mein Vater und mein Onkel ihren Lebensunterhalt verdienten, alles andere als klar. Sie waren keine Männer mit eindeutig beschreibbaren beruflichen Tätigkeiten wie die Personen auf einer »Happy Family Card«: Ärzte, Anwälte, Architekten, Ladeninhaber. Wenn ich gefragt wurde, was mein Vater machte, antwortete ich unbestimmt »Kaufmann«, weil ich genau wußte, daß dies nichts bedeutete und so gut wie sicher falsch war. Doch was sollte man sonst dafür sagen?

Zu einem großen Teil ging unser – oder zumindest mein – mangelndes Bewußtsein unserer finanziellen Situation auf das Widerstreben, um nicht zu sagen die Weigerung meiner Wiener Familie zurück, sie sehen zu wollen. Nicht, daß sie auf der letzten Zuflucht des Bürgertums, das schwere Zeiten mitmachte, bestanden hätten, »den äußeren Schein zu wahren«. Sie wußten genau, wie schlimm es ihnen ging. »Es ist wirklich herzerhebend, dies in unseren verarmten proletarisierten Zeiten zu sehen«, schrieb meine Großmutter ihrer Tochter, wobei sie über die Eleganz und Opulenz der Hochzeit eines Neffen staunte und bitter anmerkte, daß der Bräutigam seiner Braut »einen sehr schönen und wertvollen Ring« geschenkt hatte, »von uns verfertigt in besseren Zeiten«. Das heißt, bevor Großvater Grün, dessen Ersparnisse durch die große Inflation Anfang der zwanziger Jahre auf den Wert einer Tasse Kaffee mit Kuchen im Café Ilion zusammengeschmolzen waren, im hohen Alter die Beschäftigung seiner Jugend als Handelsvertreter wiederaufnahm und Billigschmuck in Provinzstädten und Alpendörfern verkaufte. Große Teile des österreichischen Bürgertums waren in einer ähnlichen Lage, verarmt durch den Krieg und die Nachkriegszeit, mit der Zeit daran gewöhnt, den Gürtel enger zu schnallen und sehr viel bescheidener zu leben als im »Frieden«, also vor 1914. (Was nach 1918 kam, zählte nicht als Frieden.) Sie empfanden es als hart, kein Geld zu haben – härter, wie sie glaubten, als für die Arbeiter, die schließlich daran gewöhnt waren. (Später, als ich ein Teenager und begeisterter Kommunist war, schüttelte meine Tante Gretl den Kopf über meine Weigerung, diese in ihren Augen selbstverständliche Behauptung zu akzeptieren.) Nicht daß es den englischen Ehemännern der Schwestern der Familie Grün besser gegangen wäre. Zwei von ihnen waren denkbar untauglich für den Dschungel der Marktwirtschaft: mein Vater und Wilfred Brown, ein gutaussehender Kriegsinternierter, der die älteste Schwester Mimi geheiratet hatte. Selbst mein Onkel Sidney, der einzige der Brüder Hobsbaum, der seinen Lebensunterhalt in Geschäften verdiente, verbrachte den größten Teil des Jahrzehnts damit, sich aus den Trümmern eines fehlgeschlagenen Projekts heraus-

zuarbeiten, nur um sich in das nächste, ebenso zum Scheitern verurteilte Unternehmen zu stürzen.

Im Grunde genommen fand meine Wiener Familie jede andere Lebensweise als die aus der Zeit vor 1914 unvorstellbar und machte einfach damit weiter, obwohl es aussichtslos war. So hielt sich meine Mutter selbst dann noch, als sie die Schulden beim Lebensmittelhändler nicht mehr bezahlen konnte, geschweige denn die Miete und den Strom, ständig ein Dienstmädchen. Aber das waren bei weitem nicht die alten treuen Familiendienstboten wie Helene Demuth, die auf dem Highgate Cemetery im Familiengrab von Karl Marx ruht. Sie waren und blieben das sprichwörtliche »Dienstmädchenproblem« der Frau des Hauses in bürgerlichen Familien, eine endlose Abfolge junger Frauen, von Agenturen vermittelt, die ein oder zwei Monate blieben, von der seltenen »Perle« bis zur ungeschickten Anfängerin, die gerade erst vom Land in die Stadt gekommen war und noch nie einen Gasherd oder gar ein Telefon gesehen hatte. Als meine Mutter 1925 zum ersten Mal England besuchte, um sich ihrer Schwester Mimi anzunehmen, die damals in Barrow-in-Furness krank darniederlag, schrieb sie ihrer anderen Schwester, beeindruckt nicht nur von der Effizienz, Gelassenheit und Unaufgeregtheit, mit der hier der Haushalt geführt wurde (ganz im Gegensatz zu den Häusern der jüdischen Familien in Wien . . .), sondern auch von der Tatsache, daß das alles ohne Dienstmädchen geschah. »Hier sind Damen, die ihr ganzes Haus allein führen, dabei Kinder haben, die selbst die große Wäsche allein waschen, und dabei Damen sind.«²

Trotzdem wäre für sie das englische Beispiel nie in Frage gekommen. Sie habe jahrelang am Rande des Bankrotts gelebt, schrieb sie an ihre Schwester, die über finanzielle Probleme in Berlin klagte, und

»so möchte ich Dir vor allem einen Rat geben, den ich Dich sehr bitte, ja zu beherzigen: versuche nicht zu zeigen, daß es auch ohne Mädchen geht! Auf die Dauer geht es ohnehin nicht – und deshalb ist es weit besser, gleich von vornherein anzunehmen, daß ein Mädchen eine ebenso unumgängliche Notwendigkeit ist wie das Dach über dem Kopf und das Essen. Was man erspart, steht nicht im Verhältnis zum Verluste an Gesundheit, Annehmlichkeit und vor allem Nerven, die man ja um so wichtiger braucht je schiefer die Dinge gehen. Obzwar auch ich in letzter Zeit wieder ernsthaftig daran gedacht habe, Marianne fortzuschicken – uns ist es bei ihr vor Weihnachten wirklich nicht mehr möglich, sie war ja immer brav – so war dies doch nur aus dem Grund, der mich gewöhnlich dazu veranlaßt

hat: weil ich mich vor dem Mädel geniere, den Greissler [Lebensmittelhändler] nicht zahlen zu können, etc.; und im Grund weiß ich gut, daß es viel besser ist, eine dicke Haut zu haben und sie zu behalten.«³

Von alledem wußten oder verstanden wir nichts, nur daß die Eltern manchmal Krach miteinander hatten, möglicherweise mit zunehmender Häufigkeit – aber welche Eltern stritten sich nicht? –, und daß die Zimmer in den mitteleuropäischen Wintern eiskalt waren. (Hätten wir in England in der Zeit der mit Kohlen beheizten Kamine gelebt, die wohl untauglichste Methode, die zur Erwärmung von Zimmern erfunden wurde, dann wäre diese Kälte nicht unbedingt eine Folge des fehlenden Geldes für den Kauf von Heizmaterial gewesen.)

Fest und verbindlich, zum Teil allein schon wegen der Unsicherheit ihrer materiellen Basis, teilte die Familie die Welt und damit mein Leben in zwei Teile: Innen und Außen. Soweit wir Kinder betroffen waren, bildeten oder determinierten die Familie und ihre nächsten Freunde praktisch die Welt der Erwachsenen, die ich als Menschen und nicht nur als Dienstleister oder gleichsam als Statisten auf der Bühne unseres Lebens kannte. (Die Familie legte auch fest, welche Kinder dauerhaft Teil unseres Lebens bleiben würden und wir an ihrem, wie im Fall der Töchter von Golds oder der Tochter der Szanas.) Die Erwachsenen, die ich kannte, waren fast ausschließlich Verwandte oder die Freunde von Eltern und Verwandten. Somit habe ich keine Erinnerung an den Zahnarzt, zu dem meine Mutter mich brachte, als Person, während die Erinnerung an den Gang dorthin schon darum unvergeßlich blieb, weil er nicht zu den Leuten gehörte, die sie »kannte«. Andererseits erinnere ich mich an Doktor Strasser als an eine reale Person, vermutlich weil meine Familie ihn und seine Familie kannte. Merkwürdigerweise hatten Lehrer anscheinend bis zu meinem letzten Jahr in Wien nicht der Welt erwachsener Individuen angehört, und wurden erst in Berlin zu Menschen, zu denen ich persönliche Beziehungen unterhielt.

Die Schule war in jedem Fall außen. Und Außen, in dem es Erwachsene im Sinne realer Personen nicht gab, bestand im wesentlichen aus anderen Kindern. Die Welt der Kinder, ob »innen« oder »außen«, war eine, die von den Erwachsenen nicht wirklich verstanden wurde, so wie wir nicht wirklich verstanden, was sie eigentlich trieben. Im besten Fall akzeptierte jede Seite der Generationslücke, was die andere Seite tat, mit Redewendungen wie »so machen es die Erwachsenen« oder »wie die Kinder«. Erst die Pubertät, die in meinem

letzten Jahr in Wien einsetzte, begann die Mauern zwischen den beiden Sphären zu untergraben.

Natürlich gab es Überschneidungen. Meine Lektüre, vor allem englische Bücher, bekam ich überwiegend von Erwachsenen, wobei ich Arthur Mees *Children's Newspaper*, das wohlmeinende Verwandte aus London schickten, ebenso langweilig wie unverständlich fand. Auf der anderen Seite habe ich schon frühzeitig die deutschen Bücher über das Vogelleben und über Säugetiere verschlungen, die ich geschenkt bekam, und nach der Volksschule las ich regelmäßig die Zeitschrift *Kosmos*, herausgegeben von einer »Gesellschaft der Naturfreunde«, die sich die Popularisierung der Naturwissenschaften – hauptsächlich der Biologie und der Abstammungslehre – zum Ziel gesetzt hatte und deren Hefte von Erwachsenen für mich abonniert worden waren. Schon früh nahm man uns ins Theater mit, in Stücke, von denen man annahm, daß sie für uns unterhaltend sein würden, die aber auch von den Erwachsenen geschätzt wurden, etwa Schillers *Wilhelm Tell* (aber nicht Goethes *Faust*) und die Werke der populären Wiener Bühnenauf Autoren des frühen 19. Jahrhunderts – die phantastischen Zauberstücke Ferdinand Raimunds, die urkomisch-satirischen Volksstücke des großen Johann Nestroy, dessen bitteren Witz wir noch nicht verstanden. Aber man schickte uns auch zusammen mit anderen Schulkindern in die morgendlichen Filmvorführungen des Maxim-Bio, ein Wiener Kino, das es schon lange nicht mehr gibt, wo wir Kurzfilme mit Charlie Chaplin und Jackie Coogan sahen, aber erstaunlicherweise auch Fritz Langs wesentlich längeres Epos *Die Nibelungen*. Nach meiner Wiener Erfahrung gingen Erwachsene und Kinder nicht gemeinsam ins Kino. Andererseits trafen geistig rege Kinder natürlich ihre Auswahl unter den Büchern auf den Regalen ihrer Eltern und Verwandten, vielleicht beeinflusst durch das, was sie zu Hause gehört hatten, vielleicht auch nicht. Insoweit teilten die Generationen bestimmte Vorlieben. Dagegen war der von unseren Eltern für die Kinder ausgesuchte Lesestoff im allgemeinen für die Erwachsenen nicht von ernsthaftem Interesse. Andererseits hatten von allen Erwachsenen, mit denen wir zu tun hatten, nur die (mißbilligend blickenden) Lehrer überhaupt eine Ahnung von dem leidenschaftlichen Interesse Dreizehnjähriger an den Detektivheftchen im Taschenformat. Deren Helden trugen unweigerlich englische Namen, und ihre Abenteuer kursierten in unseren Klassen unter Titeln wie *Sherlock Holmes, der Weltdetektiv* (weitab vom Original), *Frank Allen, der Rächer der Enterbten*, von Sexton Blake, und schließlich am beliebtesten der Berliner Detektiv Tom Shark mit seinem Kumpel Pitt Strong, der seinen Beruf in der Umgebung der Motz-

straße ausübte, die Lesern von Christopher Isherwood vertraut sein mochte, für Jungen in Wien jedoch so weit entfernt war wie Holmes' Baker Street.

Kinder im Wien der mittzwanziger Jahre lernten noch die alte Kurrentschrift, indem sie mit Griffeln Buchstaben auf holzgerahmte Schiefertafeln schrieben, die sie anschließend mit einem feuchten Schwämmchen wieder auswischten. Da die Schulfibeln nach 1918 überwiegend in der neuen Antiqua gedruckt waren, lernten wir natürlich später auch so zu schreiben, aber ich kann mich nicht mehr erinnern wie. Wenn man mit elf Jahren aufs Gymnasium ging, wurde offenbar von einem erwartet, daß man lesen, schreiben und rechnen konnte, doch was wir sonst in der Volksschule lernten, weiß ich heute nicht mehr so genau. Offenbar fand ich es interessant, da ich auf meine Volksschulzeit gern zurückblicke und mich an die verschiedensten Geschichten über Wien und an Ausflüge in die halb ländliche Umgebung erinnere, die wir nach Bäumen, Pflanzen und Tieren durchstreiften. Ich nehme an, das alles fiel unter das Fach Heimatkunde, ein Wort, das sich nicht ohne weiteres ins Englische übersetzen läßt, da dieses den Begriff »Heimat« nicht kennt. Heute kann ich sehen, daß es keine schlechte Vorbereitung für einen Historiker war, da die großen Ereignisse der konventionellen Geschichte in Wien und Umgebung nur ein nebensächlicher Teil von dem waren, was Wiener Kinder über ihre Heimat lernten. Aspern war nicht nur der Name der Schlacht, die die Österreicher gegen Napoleon gewonnen hatten (das benachbarte Wagram, wo sie entscheidend geschlagen wurden, sollte nicht in die kollektive Erinnerung eingehen), sondern auch ein Ort in der etwas entfernten noch nicht zur Stadt gehörigen Zone jenseits der Donau, wohin Menschen zum Baden in den stehenden Gewässern früherer Donauarme gingen und um Wildgebiete mit Mardern und Wasservögeln zu erkunden. Die türkischen Belagerungen Wiens waren wichtig, weil sie als ein Teil der türkischen Beute den Kaffee nach Wien brachten und damit unsere Kaffeehäuser. Natürlich hatten wir den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß die amtliche Geschichte des alten kaiserlichen Österreichs von der Bildfläche verschwunden war, ausgenommen in Gestalt von Gebäuden und Denkmälern, und daß das neue Österreich von 1918 noch keine Geschichte hatte. Es ist die politische Kontinuität, die wesentlich dazu beiträgt, den Geschichtsunterricht auf die kanonische Abfolge von Daten, Herrschern und Kriegen zu reduzieren. Das einzige historische Ereignis, das meiner Erinnerung nach im Wien meiner Kindheit an der Schule gefeiert wurde, war der hundertste Todestag Beethovens. Die Lehrer selbst wußten, daß in der neuen Zeit auch die

Schule eine andere sein mußte, nur hatten sie von ihr noch keine klare Vorstellung. (In meinem Schulliederbuch von 1925 war damals von »der noch nicht völlig geklärten neuen Unterrichtsmethode« die Rede.) Auf dem Gymnasium, das sich von der traditionellen Pädagogik noch nicht emanzipiert hatte, sollte ich eine Geschichte kennenlernen, die hauptsächlich aus den Daten großer Schlachten bestand. Das ließ mich natürlich kalt. Deutsch, Erdkunde, Latein und später Griechisch (das ich in England aufgeben mußte) schienen weit mehr nach meinem Geschmack, weniger dagegen die Mathematik und die naturwissenschaftlichen Fächer.

Und ganz und gar nicht der Religionsunterricht. In der Volksschule stellte sich das Problem wahrscheinlich noch nicht, doch meine ich mich zu erinnern, daß die Nichtkatholischen, die Protestanten, Lutheraner, die wenigen Griechisch-Orthodoxen, aber hauptsächlich die Juden von der Teilnahme an diesem Unterricht befreit waren. Die Alternative für die Minderheit, eine nachmittägliche Religionsstunde für Juden, die in einem anderen Teil der Stadt von einem Fräulein Miriam Morgenstern und ihren verschiedenen Nachfolgern gehalten wurde, war wenig anregend. Sie erzählte uns wiederholt die biblischen Geschichten im Pentateuch und stellte uns dazu Fragen. Ich erinnere mich noch an den Schock, den ich auslöste, als sie zum x-ten Mal die Frage stellte, wer der wichtigste der Söhne Jakobs war, und ich – weil ich nicht glauben wollte, daß es immer nur um Joseph ging – zur Antwort gab: »Juda«. Schließlich, so mein Argument, waren doch alle Juden nach ihm benannt worden. Es war die falsche Antwort. Ich eignete mir auch die Kenntnis hebräischer Druckbuchstaben an, die mir inzwischen wieder aus dem Gedächtnis entschwunden sind, außerdem die Anrufung des jüdischen Pflichtgebets »Schema Jisroel!« (»Höre Israel!« Die Worte wurden stets in der Weise der Aschenasim ausgesprochen und nicht in der der Sephardim, die vom Zionismus auferlegt wurde) sowie ein Bruchstück des »Manischtani«, die rituellen Fragen und Antworten, die während des Pessachfestes vom jüngsten männlichen Familienmitglied rezitiert wurden. Da niemand in der Familie Pessach feierte, sich um den Sabbat oder sonst einen jüdischen Feiertag kümmerte oder jüdische Speisevorschriften einhielt, hatte ich keine Gelegenheit, meine Kenntnisse anzuwenden. Ich wußte, daß man im Tempel seinen Kopf bedecken mußte, doch die wenigen Male, daß ich einen betrat, waren Hochzeiten und Beerdigungen. Dem einzigen Schulfreund, der bei der Zwiesprache mit Gott das gesamte Ritual absolvierte – Gebetsschal, Gebetsriemen und alles – sah ich mit einer unbeteiligten Neugier zu. Außerdem, wenn unsere Familie diese Dinge

praktiziert hätte, dann wäre eine Unterrichtsstunde in der Woche weder notwendig noch ausreichend gewesen, sie zu erlernen.

Obwohl in keiner Weise gläubig, wußten wir, daß wir Juden waren und gar nichts anderes sein konnten. Schließlich gab es in Wien 200 000 von uns, zehn Prozent der Einwohner der Stadt. Die meisten Wiener Juden trugen assimilierte Vornamen, doch im Unterschied zu den Juden in der angelsächsischen Welt änderten sie ihre Nachnamen nur selten, und wenn sie noch so erkennbar jüdisch waren. Während meiner Kindheit war keiner von denen, die ich kannte, konvertiert. In der Regel war unter den Habsburgern wie unter den Hohenzollern die Aufgabe einer bestimmten Form der religiösen Andacht zugunsten einer anderen ein Preis, der von sehr erfolgreichen jüdischen Familien bereitwillig für eine soziale oder amtliche Stellung bezahlt wurde, doch nach dem Zusammenbruch der Gesellschaft verschwanden die Vorteile einer Konversion selbst für solche Familien, und die Grüns hatten nie nach Höherem gestrebt. Ebensowenig konnten Wiener Juden sich einfach als Deutsche betrachten, die eine eigene Form hatten, Gott zu ehren (oder auch nicht). Sie konnten nicht einmal davon träumen, ihrem Schicksal zu entinnen, eine ethnische Gruppe unter vielen zu sein. Niemand gab ihnen die Möglichkeit, »der Nation« anzugehören, denn es gab sie überhaupt nicht. In der österreichischen Hälfte der Herrschaftsgebiete Kaiser Franz Josephs gab es im Unterschied zur ungarischen Hälfte kein einzelnes »Land« mit einem einzelnen »Volk«, das theoretisch mit ihm gleichgesetzt wurde. Unter diesen Umständen war das »Deutschsein« für Juden kein politisches oder nationales, sondern ein kulturelles Projekt. Es bedeutete, die Rückständigkeit und Isolation des Shtetls und der »Schul« hinter sich zu lassen und sich der modernen Welt anzuschließen. Die Stadtväter von Brody in Galizien, deren Einwohner zu 80 Prozent aus Juden bestanden, hatten dem Kaiser vor langer Zeit eine Petition überreicht, in der sie darum baten, Deutsch zur Unterrichtssprache zu machen, nicht weil die emanzipierten Bürger von Brody wie die biertrinkenden echten Deutschen sein, sondern weil sie nicht wie die Chassidim sein wollten mit ihren erblichen Wunderrabbis oder den Jeschiwe-Bocherim, die den Talmud auf jiddisch auslegten. Und das war der Grund, warum bürgerliche Wiener Juden, deren Eltern oder Großeltern aus dem polnischen, tschechischen und ungarischen Hinterland ausgewandert waren, sich so entschieden von den Ostjuden abgrenzten.

Es ist kein Zufall, daß der moderne Zionismus von einem Wiener Journalisten erfunden wurde. Alle Wiener Juden wußten, spätestens seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, daß sie in einer Welt

von Antisemiten, ja eines potentiell gefährlichen Straßenantisemitismus lebten. »Gottlob kein Jud« ist die spontane Reaktion eines (jüdischen) Passanten auf die Meldung der Zeitungsverkäufer auf dem Wiener Ringstraßenkorso von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in der 1. Szene des Vorspiels zu den *Letzten Tagen der Menschheit*. In den zwanziger Jahren bestand sogar noch weniger Grund zum Optimismus. Die meisten hegten keinen Zweifel, daß die regierende Christlichsoziale Partei ebenso antisemitisch geblieben war wie ihr Gründer, Wiens gefeierter Bürgermeister Karl Lueger. Und ich erinnere mich noch an den Schock, als meine Eltern – ich war kaum dreizehn Jahre alt – die Nachricht von den deutschen Reichstagswahlen 1930 erhielten, aus denen Hitlers NSDAP als zweitstärkste Partei hervorgegangen war. Sie wußten, was das bedeutete. Kurzum, es gab einfach keine Möglichkeit zu vergessen, daß man Jude war, auch wenn ich mich an keinen mir persönlich geltenden Antisemitismus erinnern kann, da mir meine englische Staatsbürgerschaft zumindest in der Schule eine Identität verlieh, die alle Aufmerksamkeit von meinem Judentum abzog. Die englische Staatsbürgerschaft immunisierte mich wahrscheinlich und zum Glück auch gegen die Verlockungen eines jüdischen Nationalismus, wenngleich der Zionismus unter der mitteleuropäischen Jugend im allgemeinen mit gemäßigten oder revolutionären sozialistischen Auffassungen Hand in Hand ging, ausgenommen bei den Schülern Jabotinskys, die sich für Mussolini begeisterten und jetzt Israel als Likud-Partei regieren. Selbstverständlich hatte der Zionismus in der Stadt Herzls eine größere Ausstrahlung als unter den einheimischen Juden etwa in Deutschland, wo er vor Hitler nur eine untypische Randgruppe anzog. Es war unmöglich, die Existenz von Antisemiten oder des blau-weißen Fußballvereins Hakoah zu übersehen, der meinen Vater und Onkel Sidney in schwere Loyalitätskonflikte stürzte, als er gegen die britische Gastmannschaft der Bolton Wanderers spielte. Doch die große Mehrheit emanzipierter oder bürgerlicher Wiener Juden vor Hitler war nicht zionistisch und sollte dies auch nie werden.

Wir hatten keine Ahnung, welche Gefahren den Juden drohten. Niemand hätte etwas ahnen können. Selbst in den rückständigen und regelmäßig von Pogromen heimgesuchten Regionen der europäischen Karpaten und der polnisch-ukrainischen Ebenen, von wo die Einwanderer der ersten Generation nach Wien kamen, war ein systematischer Völkermord unvorstellbar. Wenn ernsthafte Probleme auftraten, sprachen sich die Alten und Erfahrenen dafür aus, sich möglichst unauffällig zu verhalten, jeder Konfrontation aus dem Weg zu gehen und sich

auf die Seite jener staatlichen Institutionen zu stellen, die in der Lage waren, sie zu schützen, und die auch ein gewisses Interesse daran hatten oder zumindest ein Interesse, in ihrem Machtbereich ein Mindestmaß an Recht und Ordnung wiederherzustellen. Die Jungen und Revolutionären forderten zu Widerstand und aktiver Selbstverteidigung auf. Die Alten wußten, daß sich die Dinge früher oder später wieder beruhigen würden; die Jungen mochten von einem totalen Sieg träumen (zum Beispiel von einer Weltrevolution), aber wie hätten sie auf die Idee einer totalen Vernichtung kommen sollen? Weder die einen noch die anderen rechneten wirklich damit, daß ein modernes Land sich all seiner Juden entledigen würde, etwas, das es zuletzt 1492 in Spanien und seitdem nicht mehr gegeben hatte. Und noch viel weniger konnte man sich ihre physische Ausrottung vorstellen. Außerdem waren die Zionisten die einzigen, die den systematischen Auszug aller Juden in einen monoethnischen Nationalstaat im Auge hatten, so daß sie in der Terminologie der Nazis eine »judenreine« Heimat zurückgelassen hätten. Wenn die Leute vor Hitler oder in den ersten Jahren seiner Herrschaft über die Gefahren des Antisemitismus redeten, dachten sie an eine Verschärfung dessen, worunter die Juden schon immer gelitten hatten: Diskriminierung, Unrecht, Verfolgung, Einschüchterung bis hin zu Mißhandlung der Minderheit der unterlegenen Schwachen durch die selbstbewußten, verächtlichen Starken. Es bedeutete nicht Auschwitz und konnte es auch noch nicht bedeuten. Das Wort »Genozid« wurde erst 1943 geprägt.

Was konnte das »Jüdischsein« in den zwanziger Jahren für einen intelligenten Wiener Jungen mit englischem Paß bedeuten, der unter keinem Antisemitismus zu leiden hatte und dem die religiösen Praktiken und Überzeugungen des traditionellen Judentums so fremd waren, daß ihm bis zum Ende der Pubertät überhaupt noch nicht aufgefallen war, daß er beschnitten war? Vielleicht nur dies: daß ich mir irgendwann um das zehnte Lebensjahr einen einfachen Grundsatz meiner Mutter einprägte, als ich, aus einem längst vergessenen Anlaß, eine abfällige Bemerkung über das »typisch jüdische« Verhalten meines Onkels machte oder auch nur wiedergab. Darauf sagte mir meine Mutter sehr eindringlich: »Du darfst nie etwas tun, das den Eindruck erwecken könnte, daß du dich schämst, ein Jude zu sein.«

Ich habe mich seitdem bemüht, mich daran zu halten, obwohl die damit verbundene Anspannung manchmal fast unerträglich ist, wenn man an das Verhalten der israelischen Regierung denkt. Der Grundsatz meiner Mutter war für mich ausreichend, um später – wenn auch mit Bedauern – darauf zu verzichten, mich als »konfessionslos« zu bezeich-

nen, wozu man in Österreich ab dem dreizehnten Lebensjahr berechtigt war; er legte mir die lebenslange Last eines unaussprechlichen Nachnamens auf, der spontan danach zu verlangen scheint, zu dem bequemeren Hobson oder Osborn verschliffen zu werden; und er definierte mein Judentum vollständig und ließ mir die Freiheit, als ein »nichtjüdischer Jude« zu leben, wie mein verstorbener Freund Isaac Deutscher es genannt hat, nicht jedoch in dem, was eine bunte Schar religiöser und nationalistischer Publizisten als den »jüdischen Selbsthaß« bezeichnet hat. Ich habe keine emotionale Verpflichtung gegenüber den religiösen Praktiken meiner Vorfahren und noch weniger gegenüber dem kleinen, militaristischen, kulturell enttäuschenden und politisch aggressiven Nationalstaat, der aus rassistischen Gründen meine Solidarität fordert. Ich muß mich nicht einmal in die – an der Wende zum neuen Jahrhundert besonders modische – Pose »des Opfers« begeben, des Juden, der kraft der Shoah (und in der Ära einzigartiger und beispielloser weltweiter jüdischer Errungenschaften, Erfolge und öffentlicher Anerkennungen) als Opfer von Verfolgungen einzigartige Ansprüche an das Gewissen der Welt haben kann. Recht und Unrecht, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit tragen keine ethnischen Abzeichen noch schwenken sie Nationalfahnen. Und als Historiker stelle ich fest: Wenn es überhaupt eine Rechtfertigung für den Anspruch gibt, daß die 0,25 Prozent der Weltbevölkerung im Jahr 2000, die den Stamm bilden, in den ich hineingeboren wurde, ein »ausgewähltes« oder besonderes Volk seien, so ist diese nicht daraus abzuleiten, was es innerhalb der Ghettos oder auf bestimmten selbstgewählten oder von anderen aufgezwungenen Territorien in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft getan hat, tut oder noch tun wird. Abzuleiten ist sie nur aus seinem höchst disproportionalen und bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte der Menschheit auf der ganzen Welt, hauptsächlich seit den Juden vor rund zwei Jahrhunderten erlaubt wurde, die Ghettos zu verlassen, und sie dies auch getan haben. Wir sind, um den Titel des Buchs meines Freundes Richard Marienstras zu zitieren – polnischer Jude, französischer Widerstandskämpfer, Bewahrer der jiddischen Kultur und der führende Shakespeare-Experte seines Landes –, »un peuple en diaspora«. Das werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach auch bleiben. Und wenn wir das Gedankenexperiment machen, uns vorzustellen, Herzls Traum würde sich erfüllen und alle Juden lebten schließlich in einem kleinen, unabhängigen Territorialstaat, der all jenen die vollen staatsbürgerlichen Rechte verweigerte, die nicht von jüdischen Müttern geboren wurden, so wäre dies ein schwarzer Tag für den Rest der Menschheit – und für die Juden selbst.

Schwere Zeiten

Am Freitag, dem 8. Februar 1929, kam mein Vater spätabends zurück von einem seiner immer verzweifelteren Gänge in die Stadt, um etwas Geld zu verdienen oder zu leihen, und brach vor der Eingangstür zu unserem Haus zusammen. Meine Mutter hörte sein Stöhnen durch die Fenster im ersten Stock, und als sie einen Flügel öffnete und die eiskalte Luft dieses ungewöhnlich strengen Winters hereinzog, hörte sie, wie er nach ihr rief. Innerhalb weniger Minuten war er tot, wahrscheinlich war es ein Herzanfall. Er war achtundvierzig Jahre alt. Sein Tod wurde auch zum Todesurteil für meine Mutter. Wie konnte sie sich ihr Verhalten ihm gegenüber in den vergangenen furchtbaren Monaten, ja den vergangenen Tagen, verzeihen, die nun zu den letzten seines Lebens geworden waren?

»Was ich erlebt habe, hat mich innerlich einfach gebrochen«, schrieb sie an ihre Schwester im ersten Brief nach seinem Tod.

»Ich kann auch noch nicht darüber schreiben. Du kannst Dir wohl denken, wie jedes böse Wort und jeder böse Gedanke von einmal sich jetzt in mir um und umdrehen wie Messer. Das: Nie wieder, Gretl! Was täte ich jetzt alles – und was hätte ich getan, wenn ich gehnt hätte ... Wenn er nur wenigstens einen Tag krank gelegen wäre, daß ich ihn hätte pflegen und *ein* Mal wirklich wieder lieb zu ihm sein können ... So aber habe ich doch noch zu ihm können, und er ist nicht ganz allein gestorben.«

Es war kein Trost für sie.

Binnen zweieinhalb Jahren starb auch sie, im Alter von sechsunddreißig Jahren. Ich bin immer davon ausgegangen, daß die vielen selbstquälerischen Besuche am Grab, die sie sich in den harten Wintermonaten nach seinem Tod auferlegte und bei denen sie viel zu dünn angezogen war, zu dem Lungenleiden beigetragen haben, das sie schließlich umbrachte.

Es ist nicht überraschend, daß ihre Selbstbeherrschung in diesen entsetzlichen Monaten übermäßig strapaziert wurde und versagte – weit weniger überraschend als die Tatsache, daß es ihr mit geradezu über-

menschlicher Anstrengung gelang, die Lage vor ihren Kindern zu verbergen. Die Zeiten waren von Anfang an nicht gut gewesen, als das junge Paar aus Ägypten mit einer bescheidenen Reserve aus harten und stabilen Pfund Sterling in einem Österreich angekommen war, das kurz vor einer Hyperinflation stand. Ich habe keine Ahnung, wie mein Vater erwarten oder hoffen konnte, seinen Lebensunterhalt in einem Land zu verdienen, dessen Sprache er nie gut zu sprechen gelernt hatte. Ich habe nicht einmal eine Ahnung, womit er sein Geld verdient hatte, bevor er nach Ägypten ging, wo ein vorzeigbarer, redegewandter, intelligenter, aber nicht allzu intellektueller Mann in den Zwanzigern mit einer ziemlich beeindruckenden Bilanz als Sportler keine Probleme gehabt haben dürfte, als einer aus der großen Kolonie britischer Staatsbürger eine Anstellung in einem Fracht- oder Handelsbüro zu bekommen. Vielleicht erwartete er, in Wien als Engländer eine ähnliche Unterstützung zu finden, obwohl die englische Kolonie hier sehr klein war (auch wenn aus ihr mehrere Wiener Fußballmannschaften hervorgegangen waren). Alles was ich sicher weiß ist, daß er sich Briefpapier mit folgendem Briefkopf hatte drucken lassen: »L. Percy Hobsbaum, Vienna. Tel. Ad. »Hobby«. Tel. Nr...« Wie meine Mutter ihre Schwester wissen ließ, hatte sie 1920 für kurze Zeit verschiedene Haushaltshilfen: eine Köchin und ein Stubenmädchen (die innerhalb kürzester Zeit wieder verschwanden).

Von da an ging es nur noch bergab. Von der Seutter-Villa zogen wir in eine deutlich bescheidenere Wohnung in einem benachbarten Stadtteil, Ober-St. Veit. Ab Mitte der zwanziger Jahre lebte die Familie anscheinend nur noch von der Hand in den Mund und wußte kaum, woher sie das Geld für die täglichen Ausgaben nehmen sollte. Das war, wie ich vermute, der Grund, warum meine Mutter den ernsthaften Versuch unternahm, mit dem Schreiben Geld zu verdienen, wobei sie immer länger und intensiver arbeitete. Doch was ihr literarisches Werk auch zum Familieneinkommen beitragen mochte, im Lauf des Jahres 1928 wurde die Situation zunehmend katastrophal. Ende 1928 hatte der Hauseigentümer uns gekündigt. Wir mußten verhandeln, daß uns das Gas nicht abgestellt wurde. Zwei Tage vor Weihnachten schrieb meine Mutter an ihre Schwester: »Heute ist Freitag und ich habe noch kein einziges Geschenk gekauft – wenn Percy morgen kein Geld bringt, weiß ich nicht, was ich machen werde.«

Das neue Jahr hatte keine Atempause gebracht. Drei Tage vor dem Tod meines Vaters beklagte sie sich gegenüber ihrer Schwester, die Dinge gingen von Tag zu Tag schlechter, die Miete und die Telefonrechnung seien nicht bezahlt, »ich habe gewöhnlich nicht einen Schil-

ling im Hause«, und sie hatte noch immer keine Idee, von was die Familie leben sollte, wenn der Tag der Kündigung gekommen war. So lagen die Dinge, als mein Vater sich zum letzten Mal auf den Weg machte. Und jetzt war er tot. Er wurde einige Tage später im jüdischen Teil des Wiener Zentralfriedhofs beerdigt. Alles, woran ich mich im Zusammenhang mit seinem Tod erinnern kann, waren ein dunkler Abend, an dem meine Schwester und ich noch halb im Schlaf aus unserem Zimmer in das Schlafzimmer unserer Eltern verlegt wurden, wo man uns in unbestimmten Ausdrücken sagte, es sei etwas Schreckliches passiert, und der eisige Wind, der am offenen Grab über uns hinwegfegte.

Vielleicht ist dies der Augenblick für einen Sohn, sich der schwierigen Aufgabe zu stellen, etwas über seinen Vater zu schreiben.

Die Aufgabe ist deshalb so außerordentlich schwierig, weil ich so gut wie keine Erinnerung an ihn habe, das heißt, ich habe offenbar beschlossen, das meiste von dem, an das ich mich hätte erinnern können, zu vergessen. Ich weiß, wie er aussah, ein mittelgroßer, kräftiger Mann mit einem randlosen Kneifer, schwarzem, in der Mitte gescheiteltem Haar und einer quergefurchten Stirn, doch selbst dieser Eindruck mag sich mehr der Kamera als meinem Gedächtnis verdanken. In meinem inneren Familienfotoalbum aus der Kindheit ist er auf nicht mehr als vielleicht einem halben Dutzend Bildern vertreten, die wohl alle aus der Zeit in Ober-St. Veit stammen: Daddy in einem Tweedanzug – ungewöhnlich in Wien; Daddy, der mich zu einem Amateurfußballspiel mitnimmt; ich als sein Balljunge beim gemischten Tennisdoppel irgendwo an der Straße zwischen unserem Haus und dem Lainzer Tiergarten, dem alten kaiserlichen Jagdrevier. Daddy, der englische Varietélieder singt; eine kurze, aber strahlende Erinnerung an eine Wanderung mit Daddy in die umliegenden Hügel. Dann folgen ein oder zwei weniger angenehme Bilder: Daddy, der – anscheinend erfolglos – versucht, mir das Boxen beizubringen (er bestand nicht weiter darauf); und ein wesentlich deutlicheres Bild: Daddy, in rasender Wut im Garten der Einsiedeleigasse. Ich muß damals etwa neun oder zehn Jahre alt gewesen sein. Er hatte mich gebeten, ihm einen Hammer zu bringen, um einen Nagel einzuschlagen; möglicherweise hatte sich irgend etwas am Liegestuhl gelockert. Ich beschäftigte mich damals leidenschaftlich mit Vorgeschichte, vielleicht weil ich zu der Zeit den ersten Band der Höhlenkinder-Trilogie von Sonnleitner las, *Die Höhlenkinder im heimlichen Grund*, ein Roman, in dem zwei Waisen, ein Junge und ein Mädchen, allein in einem unzugänglichen Alpental aufwachsen, um noch einmal die Stadien der menschlichen Vorgeschichte zu durchleben, von der Steinzeit bis zu einer Zeit, die erkennbar an das bäuerliche Le-